This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

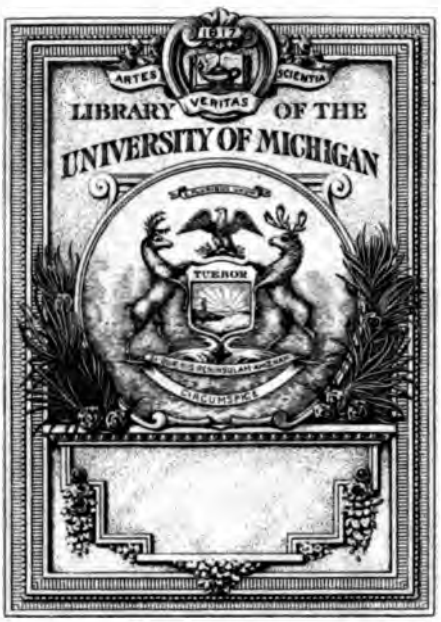
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

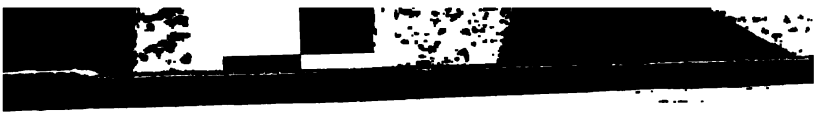
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



THE GIFT OF
Mrs.A.H. Krause



Gellert's Standbild zu Hainichen.

Chr. F. Gellert's

sämmtliche

Fabeln und Erzählungen

in drei Büchern.

Nach den älteſten Ausgaben.

Volks-Ausgabe.

Zweiter, revidirter Abdruck.

Mit ſechzehn Illuſtrationen von H. Leutemann.

Leipzig.

Hahn'ſche Verlagsbuchhandlung.

1867.

Vorwort.

Bei der fortwährenden Theilnahme, deren sich unter den classischen Erzeugnissen unserer Literatur die unübertroffenen Gellertschen Fabeln noch immer im gesammten deutschen Volke erfreuen, erschien es angemessen, davon eine neue Ausgabe zu veranstalten, welche durch eine anmuthige äußere Ausstattung, durch Beigabe einer Anzahl von Illustrationen im wahren Geiste und Wesen der Dichtungen, so wie durch einen billigen Preis diesen unvergleichlichen Fabelschatz auch den weitesten Kreisen zugänglich und angenehm machen wird.

Es hat nun diese neue Ausgabe auch so allgemeinen Beifall gefunden, daß schon jetzt ein zweiter Abdruck nöthig geworden, bei welchem zugleich auf eine genaue Durchsicht des Textes nach den ersten Ausgaben Bedacht genommen und dadurch eine bedeutende Anzahl von Fehlern und Mißverständnissen beseitigt ist, die sich durch viele der vorhergehenden Ausgaben hingezogen haben. Da der Dichter selber im Vorbericht zur Auflage seiner sämmtlichen Schriften „Leipzig, im Aprilmonate 1769", mithin kurz vor seinem Tode, sich folgendermaßen äußert: „Diese neue Ausgabe hat nunmehr den

Vortheil, daß sie von den sehr häufigen Druckfehlern der vorigen Auflagen durch den Dienst meines Freundes, des Herrn Kreiseinnehmer Weiße, und meines Amanuensis, des Herrn Gödick, sorgfältig ist gereiniget worden"; so konnte darüber kein Zweifel walten, daß auf diese Ausgabe bei gegenwärtiger Textesſäuberung zurückgegriffen werden müſſe. Jene Ausgabe indeſſen enthält mancherlei kleine Willkürlichkeiten, die Gellert bei seiner Kränklichkeit wird überſehen haben, die ſich aber durch Vergleichung mit frühern Ausgaben, namentlich mit denen von 1748 und 1751, herausſtellten und getilgt wurden. — Auch in den Sprachformen iſt gegen unbegründete Neuerungen Gellert's Sprache und Zeit wieder in ihr Recht eingeſetzt, in der Orthographie aber wie in der Interpunction dem wirklichen Fortſchritt Raum gegeben, doch auch hierbei des Dichters Eigenthümlichkeit möglichſt geſchont worden, insbeſondere überall, wo er in der Schreibung hiſtoriſch richtig verfährt. Hier und da erwieſen ſich bei veralteten Wörtern Erklärungen unter dem Texte als nothwendig.

Der Zeichner der Illuſtrationen, Herr H. Leutemann in Leipzig, hat die ſchwierige Aufgabe, dieſe bildlichen Darſtellungen völlig im Geiſte des Dichters und ſeiner Zeit durchzuführen, aufs glücklichſte gelöſt, ſo daß ſeine anſprechenden geiſtreichen Illuſtrationen dem Werke zur wahren Zierde gereichen und allgemeinen Beifall gefunden haben. Wir bereichern dieſen zweiten Abdruck durch drei neue Illuſtrationen aus gleicher Hand und geben als Titelbild in getreuer Nachbildung das Standbild, welches Hainichen 1865 dem Dichter in dankbarer Erinnerung errichtet hat.

Endlich noch werden die folgenden biographiſchen und bibliographiſchen Notizen manchem Leſer nicht unerwünſcht ſein. Chriſtian Fürchtegott Gellert ward nach ſeiner Angabe am 4. Juli 1716, nach allgemeiner Annahme aber am 4. Juli 1715 zu Hainichen im ſächſiſchen Erzgebirge geboren. Die erſte Erziehung des Knaben, der ſchon damals mit jener Kränklichkeit zu kämpfen hatte, die ihn ſein Leben lang nicht verließ, leitete der Vater, welcher

dort Pfarrer war. Sorgsam vorbereitet, besuchte Gellert von 1729 bis 1734 die Fürstenschule in Meißen, wo er mit Gärtner und Rabener Freundschaft schloß, und studirte dann von 1734 bis 1738 in Leipzig Theologie und Philosophie. Nachdem er von 1739 an eine Hauslehrerstelle bei Dresden bekleidet hatte, begleitete er 1741 den Sohn seiner Schwester auf die Universität Leipzig. Hier lernte er Cramer, Zachariä und andere Dichter kennen und arbeitete fleißig mit an den „Bremer Beiträgen", die er namentlich durch seine ersten Fabeln und Erzählungen schmückte. Im Jahre 1744 ward er in Leipzig Privatdocent, 1751 außerordentlicher Professor der Philosophie mit 100 Thlr. Gehalt; die Beförderung zum ordentlichen Professor lehnte er später, 1761, aus Bescheidenheit und wegen seiner Kränklichkeit ab, erhielt aber seit 1762, ohne je den Geber erfahren zu haben, eine Pension von 150 Thlr. und in den letzten Jahren von der Regierung ein Gnadengehalt von 450 Thlr. jährlich. Durch makellose Berufstreue, durch milden und frommen Sinn, durch musterhaften Wandel erwarb er sich die Liebe und Verehrung der studirenden Jugend und aller, welche ihm nahe traten. Größer noch und ebenso wohlthätig war sein Einfluß als Schriftsteller: ganz Deutschland las und bewunderte seine Schriften, insbesondere die religiösen Lieder und die Fabeln; Katholiken wie Protestanten, Gelehrte und Handwerker, Fürsten und Unterthanen zollten ihm Anerkennung; selbst Friedrich der Große suchte in Leipzig seine persönliche Bekanntschaft und besang später den „Sachsenschwan" in einem trefflichen Gedichte. Von dem Buche aber, das dem Leser hier in neuem Schmuck dargeboten wird, von den „Fabeln und Erzählungen" hat ein gediegener Literarhistoriker unserer Tage mit Recht angemerkt: „Diese Fabeln waren das einzige wirklich allgemein in allen Ständen gelesene poetische Buch des ganzen vorigen Jahrhunderts." — Von den Ausgaben Gellertscher Schriften verzeichnen wir folgende. 1. Fabeln und Erzählungen. Leipzig 1746. 1748. 1751 und fast unzähligemal; auch übersetzt ins Französische, Italienische, Dänische,

Russische, Holländische, Polnische, Hebräische, Lateinische ꝛc. ꝛc. — 2. Leben der schwedischen Gräfin von G***. Leipzig 1746. 1770. 1783. — 3. Lustspiele. Leipzig 1748. 1763. 1774. — 4. Geistliche Oden und Lieder. Leipzig 1757. 1759. 1763. — 5. Sämmtliche Schriften (in 10 Bänden). Leipzig 1769—1774.

Nach langen schmerzlichen Leiden starb der Dichter am 13. December 1769. Doch sein Geist lebt unter uns fort: seine Fabeln und geistlichen Lieder werden gelesen und gesungen werden, so lange noch die deutsche Zunge klingt.

Die Verlagshandlung.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.

	Seite		Seite
Die Nachtigall und die Lerche	1	Die zärtliche Frau (Mit Bild)	39
Der Zeisig	2	Der zärtliche Mann	41
Der Tanzbär (Mit Bild)	3	Die Spinne	42
Die Geschichte von dem Hute	4	Die Biene und die Henne	43
Der Greis	6	Der süße Traum	45
Das Füllen	7	Der Reisende	47
Chloris	8	Der erhörte Liebhaber	48
Der Kranke	10	Der glücklich gewordene Ehemann	50
Der Fuchs und die Elster	11	Der gütige Besuch	51
Das Land der Hinkenden	13	Der Arme und der Reiche	52
Inkle und Yarike	13	Damokles (Mit Bild)	53
Der Kukuk	16	Die beiden Hunde	54
Das Gespenst (Mit Bild)	17	Selinde	55
Der Selbstmord	18	Der Schatz	58
Die Betschwester	19	Monime	59
Der Blinde und der Lahme	21	Der unsterbliche Autor	60
Der Hund (Mit Bild)	22	Der grüne Esel (Mit Bild)	61
Der Proceß	24	Der baronisirte Bürger	62
Der Bettler (Mit Bild)	27	Der arme Schiffer	63
Das Pferd und die Bremse	28	Das Schicksal	65
Die Reise	29	Lisette	66
Das Testament	30	Die Verschwiegenheit	68
Damötas und Phyllis	32	Die junge Ente	70
Die Widersprechetin	34	Die kranke Frau (Mit Bild)	71
Das Heupferd od. d. Grashüpfer	36	Der gute Rath	74
Semnon und das Orakel	36	Die beiden Mädchen	75
Das Kartenhaus	38	Der Maler	76

Zweites Buch.

	Seite		Seite
Die beiden Schwalben	78	Die beiden Wächter	86
Das Unglück der Weiber	79	Das Kutschpferd	87
Der sterbende Vater	81	Die Fliege	88
Der junge Drescher	82	Der arme Greis (Mit Bild)	89
Die glückliche Ehe	85	Calliste	91

	Seite		Seite
Der Affe (Mit Bild)	93	Das neue Ehepaar	120
Der Bauer und sein Sohn	94	Der Jüngling	122
Der glückliche Dichter	95	Eraſt	125
Die Mißgeburt	96	Das Pferd und der Eſel	126
Die Ente	99	Cotill	126
Till	99	Der beherzte Entſchluß (M. B.)	126
Cleant (Mit Bild)	100	Der junge Gelehrte	128
Der Wuchrer	101	Das junge Mädchen	129
Der Tod der Fliege u. d. Mücke	102	Die beiden Knaben	130
Amynt	103	Die Bauern u. der Amtmann (Mit Bild)	131
Herodes und Herodias	104	Der Freier	132
Der Freigeiſt	108	Emil	133
Das Vermächtniß	110	Der Knabe	134
Die Guttat	111	Der Lügner	134
Der Candidat	111	Die Frau und der Geiſt	135
Die ſchlauen Mädchen (M. B.)	112	Philinde	136
Epictet	113	Alceſt	137
Elpin	114	Der wunderbare Traum	139
Das Hoſpital	115	Der Polyhiſtor	140
Der betrübte Witwer	117	Die Nachtigall und der Kukuk	141
Der Tartarfürſt	118		
Der junge Prinz	119		

Drittes Buch.

	Seite		Seite
Der Informator	143	Der Knabe und die Mücken	166
Elmire und Selinde	145	Die Wachtel und der Häufling	167
Hans Nord	146	Der Hochzeittag	168
Der alte Dichter und der junge Kritikus	148	Die Elſter und der Sperling	169
Alceſt	149	Der Geheimnißvolle	171
Der gebeſſte Ruhm	150	Die Lerche	171
Der Freundſchaftsdienſt	151	Die beiden Wandrer	172
Der großmüthige Räuber	152	Das Glück und die Liebe	174
Dorant	153	Der Affe	176
Der Arme und das Glück	154	Die Witwe. Ein Märchen	177
Der Schwätzer	155	Der junge Krebs und die Seemuſchel	180
Der ungerathne Sohn	155	Das Kind mit der Scheere	181
Die beiden Schwarzen	156	Die Affen und die Bären (Mit Bild)	183
Der fromme General	158	Der Leichtſinn	184
Rhynſolt und Lucia	159	Der reiche Geizhals	185
Der Schäfer und die Sirene	161	Das Teſtament	186
Die Bienen	163	Criſpin und Criſpine	187
Der Held und der Reitknecht	164	Der Jüngling und der Greis	190
Die Lerche und die Nachtigall	165		

Fabeln und Erzählungen.

Erstes Buch.

Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst:
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst,
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerin nicht gnug bewundern konnte.
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall,
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren
Ließ Philomele sich noch zweimal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr
Und spricht: Du singst viel reizender, als wir,
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir:
Du singst das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen.
Doch Philomele lacht und spricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg im Singen der Natur:
So lange sie gebeut, so lange sing ich nur;
So bald sie nicht gebeut, so hör ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.

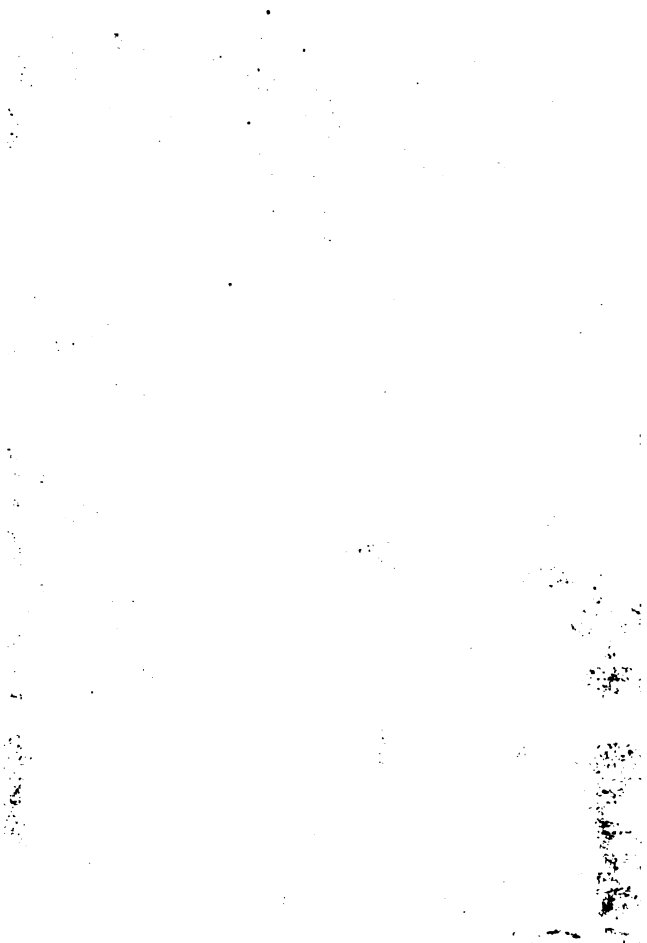
O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, ſo lang ihr ſingen wollt.
Natur und Geiſt, die euch beſeelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken,
So ſingt, ſo lang ihr feurig ſeid,
Und öffnet euch mit Meiſterſtücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geiſtreich der Natur zu Ehren;
Und ſcheint euch die nicht mehr geneigt,
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh ihr zu ſpät mit Schande ſchweigt.
Wer, ſprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet ſich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu ſingen,
Und ſingt euch um die Ewigkeit.

Der Zeiſig.

Ein Zeiſig wars und eine Nachtigall,
Die einſt zu gleicher Zeit vor Damons Fenſter hiengen.
Die Nachtigall fieng an, ihr göttlich Lied zu ſingen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der ſüße Schall.
„Ach welcher ſingt von beiden doch ſo ſchön?
Den Vogel möcht ich wirklich ſehn!“
Der Vater macht ihm dieſe Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, ſpricht er, ſind ſie alle beide;
Doch welcher wird der ſchöne Sänger ſein?
Getrauſt du dich, mir das zu ſagen?
Der Sohn läßt ſich nicht zweimal fragen,
Schnell weiſt er auf den Zeiſig hin;
Der, ſpricht er, muß es ſein, ſo wahr ich ehrlich bin.
Wie ſchön und gelb iſt ſein Gefieder!
Drum ſingt er auch ſo ſchöne Lieder;
Dem andern ſieht mans gleich an ſeinen Federn an,
Daß er nichts kluges ſingen kann.

Seite 3.

Der Tanzbär.



Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft wie dieſer Knabe ſchließt?
Wem Farb und Kleid ein Anſehn geben,
Der hat Verſtand, ſo dumm er iſt. -
Stax kömmt, und kaum iſt Stax erſchienen,
So hält man ihn auch ſchon für klug.
Warum? Seht nur auf ſeine Mienen,
Wie vortheilhaft iſt jeder Zug!
Ein andrer hat zwar viel Geſchicke;
Doch weil die Miene nichts verſpricht,
So ſchließt man bei dem erſten Blicke,
Aus dem Geſicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verſtand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit ſein Brot ertanzen müſſen,
Entrann und wählte ſich den erſten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küſſen
Und brummten freudig durch den Wald,
Und wo ein Bär den andern ſah,
So hieß es: Petz iſt wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgeſtanden,
Was er geſehn, gehört, gethan!
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Als gieng er noch an ſeiner Kette,
Auf polniſch ſchön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen ſahn,
Bewunderten die Wendung ſeiner Glieder,
Und gleich verſuchten es die Brüder;
Allein anſtatt wie er zu gehn,
So konnten ſie kaum aufrecht ſtehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um deſto mehr ließ ſich der Tänzer ſehn;
Doch ſeine Kunſt verdroß den ganzen Haufen.
Fort, ſchrien alle, fort mit dir!

Du Narr willſt klüger ſein, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sei nicht geſchickt, man wird dich wenig haſſen,
Weil dir dann jeder ähnlich iſt;
Doch je geſchickter du vor vielen andern biſt,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend ſehn zu laſſen.
Wahr iſts, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künſten rühmlich ſprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid
Und macht aus der Geſchicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geſchichte von dem Hute.

Das erſte Buch.

Der erſte, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut erfand,
Trug ſeinen Hut unaufgeſchlagen,
Die Krempen hiengen flach herab;
Und dennoch wußt er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Anſehn gab.
Er ſtarb und ließ bei ſeinem Sterben
Den runden Hut dem nächſten Erben.
Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er ſinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krempen aufzuſteifen.
Drauf läßt er ſich dem Volke ſehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung ſtehn
Und ſchreit: Nun läßt der Hut erſt ſchön!
Er ſtarb und ließ bei ſeinem Sterben
Den aufgeſteiften Hut dem Erben.
Der Erbe nimmt den Hut und ſchmählt.
Ich, ſpricht er, ſehe wohl, was fehlt.
Er ſetzt darauf mit weiſem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.

O, rief das Volk, der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland!
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den dreifach spitzen Hut dem Erben.
Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt es anders sein?
Er gieng schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich,
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich.
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.
Der Erbe trägt ihn in sein Haus
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heiße Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle schreien:
Was sehn wir? Sind es Zaubereien?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finsterniß verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand.
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.
Erfindung macht die Künstler groß
Und bei der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Tressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk und taumelt vor Vergnügen.
Nun ist die Kunst erst hochgestiegen!
Ihm, schrie es, ihm allein ist Geist und Witz verliehn!
Nichts sind die andern gegen ihn!

Er ſtarb und ließ bei ſeinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des erſten Buchs.

Was mit dem Hute ſich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche ſagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Geſtalt:
Das Außenwerk ward neu, er ſelbſt, der Hut, blieb alt;
Und, daß ichs kurz zuſammen zieh,
Es gieng dem Hute faſt wie der Philoſophie.

Der Greis.

Von einem Greiſe will ich ſingen,
Der neunzig Jahr die Welt geſehn;
Und wird mir itzt kein Lied gelingen,
So wird es ewig nicht geſchehn.
Von einem Greiſe will ich dichten
Und melden, was durch ihn geſchah,
Und ſingen, was ich in Geſchichten
Von ihm, von dieſem Greiſe, ſah.
Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein!
Ich laß euch allen Wein und Liebe;
Der Greis nur ſoll mein Loblied ſein.
Singt von Beſchützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh!
Ich ſinge nicht von Heldenthaten;
Der Greis ſei meine Poeſie.
O Ruhm, dring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den ſich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hörts! Er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib und ſtarb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die ſchwere Bürde
Des ſtolzen Reiters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt:
Dieß Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünſchte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reiter ſchmückt.
Wie ſelten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das ſie zu wünſchen pflegt!
Das Reitzeug, die gewünſchte Zierde,
Wird dieſem Füllen aufgelegt.
Man führt es ſtreichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen ſoll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und ſtolz gefällt ſichs ſelber wohl.
Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.
Ach! ſprach es zu dem nächſten Gaule,
Mich lobten alle, die mich ſahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die ſchwarzen Mähnen ſtolz hinan.
Allein wie giengs am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und ſchwitzend ſprach es: Welche Plage
Iſt nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er iſt zu meines Reiters Nutzen
Und meiner Sklaverei erdacht.

Was wünſcht man ſich bei jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt,
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu ſpät erhält.

Man eilt vergnügt, es zu erreichen,
Und, ſeiner Freiheit ungetreu,
Eilt man nach ſtolzen Ehrenzeichen
Und deſto tiefrer Sklaverei.

Chloris.

Aus Eiferſucht des Lebens ſatt,
Warf Chloris ſich betrübt auf ihre Lagerſtatt;
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief ſie die Venus brünſtig an,
Ihr einen leichten Tod zu ſchenken.
Vielleicht war dieß Gebet ſo eifrig nicht gemeint.
Verliebt und jung zu ſein, und um den Tod zu flehen,
Wem dieß nicht widerſprechend ſcheint,
Der muß die Liebe ſchlecht verſtehen.
Doch mitten in der größten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins Zimmer treten,
Und plötzlich hört ſie auf zu beten
Und wünſcht nicht mehr, entſeelt zu ſein.
Er ſagt ihr tauſend Schmeicheleien;
Er ſeufzt, er fleht, er ſchwört, er küßt.
O Chloris! laß dichs nicht gereuen,
Daß du noch nicht geſtorben biſt;
Dein Damon ſchwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könnteſt du ihn doch durch deinen Tod betrüben!
Der meiſten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beide kurze Zeit;
Und Chloris ließ ſich bald verſöhnt von dem umfangen,
Den ſie vor kurzem noch des Haſſes würdig fand.
Sie klopft ihn auf die braunen Wangen
Und ſtreichelt ihn mit buhleriſcher Hand.
Doch ſchnell erſtarren ihre Hände.
Wie, Venus! nähert ſich ihr Ende?
Sie fällt in ſanfter Ohnmacht hin,

Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn,
Zu Flügeln werden ihre Hände,
Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut,
Und Federn überziehn die Haut.
Ists möglich, daß ich dieses glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.
Wie zittert ihr Geliebter nicht!.
Hier sieht er seine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreimal ums Gesicht,
Als wollte sie sich noch durch einen Kuß vergnügen.
Wozu sie sonst die Neigung angetrieben,
Das scheint sie auch als Taube noch zu lieben.
Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O seht, wie putzt sie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen:
Sie fliegt ans Waschfaß hin, thut, was sie sonst gethan,
Fängt Hals und Brust zu baden an.
Wie schön hör ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was sie zu lachen macht;
Sie hat als Chloris schon oft über nichts gelacht.
Itzt naht sie sich dem großen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Mienen sich geübt,
Besieht den weißen Hals, bewundert ihre Flügel
Und fängt schon an, in sich verliebt,
Mit jüngferlichem Stolz sich kostbar zu geberden.
Ach Götter! ruft ihr Freund betrübt,
Laßt diese Taube doch zur Chloris wieder werden.
Umsonst, spricht Venus, ist dein Flehn;
Zur Taube schickte sie sich schön,
Und niemals werd ich ihr die Menschheit wieder geben.
Sie hat geseufzt, gebublt, gelacht,
Sich stets geputzt und nie gedacht;
Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben.
O, wenn sich nur die Göttin nicht entschließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die eben so wie Chloris handeln!
Man sagt, daß sie es Willens ist.
Ach! Göttin, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!

Mit einer Frau wird man zu Bette gehn
Und früh auf seiner Brust ein Täubchen sitzen sehn.
Mich dauert im voraus manch reizendes Gesicht.
O liebe Venus, thu es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befrein.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magisch Mittel vor.
Ihr müßt euch, zischt sie ihm ins Ohr,
Auf eines Frommen Grab bei früher Sonne setzen
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreimal die Hand, dreimal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau!
Der Kranke that, was ihm die Alte sagte;
Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu sein?
Er gieng zum Kirchhof hin, und zwar sobald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein
Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
Läßt, Wandrer, dich sein Grabmal lesen.
Er war das Wunder seiner Zeit,
Das Muster wahrer Frömmigkeit;
Und, daß man viel mit wenig Worten sagt,
Er ists, den Kirch und Schul und Stadt und Land beklagt."
Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab;

Hier nahm sein Schmerz allmählich ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und ohne Schmerz und ohne Stab
Verließ er dieses fromme Grab.
Ach! rief er, läßt kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?
Der Küster kam von ungefähr herbei:
Den fragt der Mann, wer hier begraben sei?
Der Küster läßt sich lange fragen,
Als könnt ers ohne Scheu nicht sagen.
Ach! hub er endlich seufzend an,
Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereien glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der lose Künste trieb,
Comödien und Verse schrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Bösewicht.
Nein! sprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute schalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
Der war gewiß ein Bösewicht.

Der Fuchs und die Elster.

Zur Elster sprach der Fuchs: O, wenn ich fragen mag,
Was sprichst du doch den ganzen Tag?
Du sprichst wohl von besondern Dingen?
Die Wahrheit, rief sie, breit ich aus.
Was keines weiß heraus zu bringen,
Bring ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.
Dürft ich, versetzt der Fuchs, mit Bitten dich beschweren,
So wünscht ich mir, etwas von deiner Kunst zu hören.

So wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht
Und seine Künste rühmt, bald vor-, bald rückwärts geht,
Sein feidnes Schnupftuch nimmt, sich räuspert und dann spricht:
So lief die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder
Und strich an einen Zweig den Schnabel hin und wieder
Und macht ein sehr gelehrt Gesicht.
Drauf fängt sie ernsthaft an und spricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.
Nur zugehört! Sie werdens finden,
Denn ich beweis' es gleich mit Gründen.
Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, so lang er stille steht;
Doch merken Sie, was ich itzt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nur Ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Itzt ist Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hühnern reisen.
Daraus zieh ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sei Ihr fünfter Fuß;
Und dieß, Herr Fuchs, war zu beweisen.

Ja, dieses hat uns noch gefehlt;
Wie freu ich mich, daß es bei Thieren
Auch große Geister giebt, die alles demonstriren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder sie verstehn, sprach dieses schlaue Vieh,
Um desto mehr beweisen sie.

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gabs ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er gieng gehinket hätte;
Denn beides hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand;
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müssen.
Und gieng einher mit steifen Füßen.
Er gieng ein jeder sah ihn an,
Und alle lachten, die ihn sahn,
Und jeder blieb vor Lachen stehen
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!
Der Fremde hielts für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt, ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht; genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Bloß weil er klüger ist, als wir.

Inkle und Yariko.

Die Liebe zum Gewinst, die uns zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluten fährt,
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben,
Der ungewissen See auf Bretern Preis zu geben, —
Die Liebe zum Gewinst, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verlust, trieb Inklen auf ein Schiff.

Er opferte der See die Kräfte ſeiner Jugend;
Denn Handeln war ſein Witz, und Rechnen ſeine Tugend.
Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwert bekehrt,
Das wir das Chriſtenthum und unſern Geiz gelehrt.
Er ſieht Amerika; doch nah an dieſem Lande
Zerreißt der Sturm ſein Schiff. Zwar glückt es ihm, am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schar
Fiel auf die Briten los, und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwert. Nur Inkle ſoll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beſchirmung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft mit verwirrtem Sinn
Der Brite ſich zuletzt bei einem Baume hin,
Umringt mit naher Furcht und ungewiſſem Grämen,
Ob Hunger oder Schwert ihm wird das Leben nehmen.
Ein plötzliches Geräuſch erſchreckt ſein ſchüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen ſpringt aus dem Gebüſch hervor
Und ſieht mit ſchnellem Blick den Europäer liegen.
Sie ſtutzt. Was wird ſie thun? beſtürzt zurücke fliegen?
O nein! ſo ſtreng und deutſch ſind wilde Schönen nicht.
Sie ſieht den Fremdling an; ſein rund und weiß Geſicht,
Sein Kleid, ſein lockicht Haar, die Anmuth ſeiner Blicke
Gefällt der Schönen wohl, hält ſie mit Luſt zurücke.
Auch Inklen nimmt dieß Kind bei wilder Anmuth ein.
Unwiſſend in der Kunſt, durch Zwang verſtellt zu ſein,
Verräth ſie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge ſprach von Gunſt und bat um Gegenliebe.
Die Indianerin war liebenswerth gebaut.
Durch Mienen redt dieß Paar, durch Mienen wirds vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten ſpeiſt ſie ihn in einer kleinen Hütte
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durſt ſich zu befrein.
Durch Lächeln räth ſie ihm, getroſt und froh zu ſein.
Sie ſah ihn zehnmal an und ſpielt an ſeinen Haaren
Und ſchien verwundernsvoll, daß ſie ſo lockicht waren.
So oft der Morgen kömmt, ſo macht Yarico
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh
Und zeigt durch Zärtlichkeit mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden ſchlage!
Sie bringt ihm manch Geſchenk und ſchmückt ſein kleines Haus

Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus,
Und eine neue Tracht von schönen Muschelschalen
Muß, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern prahlen.
Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall,
Und unter dem Geräusch und Philomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz so edel sein?
Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein;
Sie unterreden sich durch selbst erfundne Töne:
Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die Schöne.
Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
Für süße Lebensart, für Kostbarkeiten hat.
Er wünscht, sie neben sich in London einst zu sehen;
Sie hörts und zürnet schon, daß es noch nicht geschehen.
Dort, spricht er, kleid ich dich, und zeiget auf sein Kleid,
In lauter bunten Zeug von größrer Kostbarkeit;
In Häusern, halb von Glas, bespannt mit raschen Pferden,
Sollst du in dieser Stadt bequem getragen werden.
Vor Freuden weint dieß Kind und sieht, indem sie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erscheint.
Es glückt ihr, was sie wünscht, in kurzem zu entdecken;
Sie sieht ein Schiff am Strand und läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland
Aus Treue gegen ihn und eilt an seiner Hand
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London wäre.
Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde fort
Und fliegt nach Barbados*); doch dieses war der Ort,
Wo Inkle ganz bestürzt sein Schicksal überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dieß war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
So hab ich, fieng er an, um arm zurück zu kommen,
Die fürchterliche See mit Müh und Angst durchschwommen?

---

*) Barbados ist eine von den caraibischen Inseln, welche den Engländern zugehöret. Es wird ein großer Sklavenhandel daselbst getrieben. (Anm. des Verf.)

Er ſtillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn
Und führt Yariko zum Sklavenhändler hin.
Hier wird die Dankbarkeit in Tyrannei verwandelt
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverei verhandelt.
Sie fällt ihm um den Hals, ſie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, ſie weint, ſie ſchreit. Nichts! er verkaufet ſie.
Mich, die ich ſchwanger bin, mich! fährt ſie fort zu klagen.
Bewegt ihn dieß? Ach ja! ſie höher anzuſchlagen.
Noch drei Pfund Sterling mehr! Hier, ſpricht der Brite froh,
Hier, Kaufmann, iſt das Weib, ſie heißt Yariko!

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich geweſen,
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil leſen!
Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu
Belohnſt du, Böſewicht! noch gar mit Sklaverei?
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,
Das dich dem Tod entriß und ihrem Volk entſagte,
Mit dir das Meer durchſtrich und bei der Glieder Reiz
Das beſte Herz beſaß, verhandelſt du aus Geiz?
Sei ſtolz! Kein Böſewicht bringt dich um deinen Namen;
Nie wird es möglich ſein, dein Laſter nachzuahmen.

Der Kukuk.

Der Kukuk ſprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was ſpricht man, fieng er an zu ſchreien,
Was ſpricht man in der Stadt von unſern Melodeien?
Was ſpricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.“
Und von der Amſel? fuhr er fort.
„Auch dieſe lobt man hier und dort.“

Seite 17.

Das Geſpenſt.

Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was, rief er, spricht man denn von mir?
Das, sprach der Staar, das weiß ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele redt von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen
Und ewig von mir selber sprechen.

Das Gespenst.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Er ließ, des Geists sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren
Und gab in einem weißen Tuch
Ihm alle Nächte den Besuch.
Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bei der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohl gefiel.
Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter sah,
Erschien und hörte zu: es fieng ihn an zu schauern,
Er konnt es länger nicht als einen Auftritt dauern*);
Denn eh der andre kam, so war er nicht mehr da.
Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wiederkommen.
Der Dichter las; der Geist erschien,
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! sprach der Wirth bei sich, dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?

*) aushalten.

Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
So bald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken;
Johann fieng drauf der Wirth gewaltig an zu schrein,
Der Dichter (lauft geschwind!) soll von der Güte sein
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.
Der Geist erschrak und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weiße Geist verschwand
Und ließ sich niemals wieder sehen.

Ein jeder, der dieß Wunder liest,
Zieh sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut,
So kann uns dieß zum Troste dienen.
Gesetzt, daß sie zu unsrer Zeit
Auch legionenweis erschienen,
So wird, um sich von allen zu befrein,
An Versen doch kein Mangel sein.

Der Selbstmord.

O Jüngling, lern aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!
Ein Beispiel wohlgezogner Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab —
Den zwang die Macht der schönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn.
Er seufzt, er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.

Fußfällig klagt er ihr ſein Leiden;
Umſonſt! Climene heißt ihn flehn.
Ja, ſchreit er, ja ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn.
Er reißt den Degen aus der Scheide,
Und — o was kann verwegner ſein!
Kurz, er beſieht die Spitz und Schneide
Und ſteckt ihn langſam wieder ein.

Die Betſchweſter.

Die frömmſte Frau in unſrer Stadt,
In Kleidern fromm und fromm in Mienen,
Die ſtets den Mund voll Andacht hat,
Wird dieſe nicht ein Lied verdienen?
Wie lehrreich iſt ihr Lebenslauf!
Kaum ſteht die fromme Frau von ihrem Lager auf,
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenſchlage:
So ſucht ſie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob ſie gleich den Schritt in ſechzig ſchon gethan,
So ruft ſie doch den Herrn noch heut um Keuſchheit an;
Und ob ſie gleich noch nie ſich ſatt gegeſſen,
So fleht ſie doch um Mäßigkeit im Eſſen;
Und ob ſie gleich auf alle Pfänder leiht,
So ſeufzt ſie doch um Troſt bei ihrer Dürftigkeit.
Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie lieſt das Jahr hindurch die Bibel zweimal aus
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.
Zwölf Lieder ſtimmt ſie täglich an.
Wer kömmt? Iſts nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willſt du ſie vielleicht im Singen ſtören?
Nein, wenn ſie ſingt, kann ſie nicht hören.
Geh nur, und hungre, wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor,
Soll ſie dieß Herz vom Himmel lenken
Und itzt an einen Armen denken?

Sie ſingt und trägt das Eſſen ſingend auf,
Sie ißt und ſchmählt auf böſer Zeiten Lauf;
Allein wer klopft ſchon wieder an die Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Biſſen Brot —
„Geht, quält mich nicht mit eurer Noth,
Wenn ich die Hand zum Munde führe.
Nicht wahr, ihr ſingt und betet nicht?
Seid fromm und denkt an eure Pflicht:
Der Herr vergißt die Seinen nicht.
Wann ſeht ihr mich denn betteln gehen?
Allein man muß zu Gott auch brünſtig ſchrein und flehen!“
Doch iſt die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltſinn, als Erbarmen?
Nein, nein! ſie dient und hilft den Armen;
Sie beſſert ſie durch Vorwurf und Verweis
Und weiſt ſie zu Gebet und Fleiß;
Iſt dieſes nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemüthern.
Iſt wohl ein frommes Weib in unſrer ganzen Stadt,
Das in der Noth bei ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinſte Zeitung*) bringen,
So eilt ſie doch, dem Weibe beizuſpringen.
Ach ja! Beatens Herz iſt willig und bereit,
Die Welt mag noch ſo viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein! ſie weiß ſich auch die Todten zu verbinden.
Wann wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um deſſen Sarg ihr Kranz ſich nicht verdient gemacht?
Wann ſprechen nicht die Leichengäſte:
Beatens Kranz war doch der beſte!
Welch ſchönes Crucifix! von wem wird dieſes ſein?
Beate ſchickts und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! Erlebt ſie mein Erblaſſen,
So wird ſie meinen Sarg gewiß verſilbern laſſen.

---

*) d. i. Neuigkeit.

Sie kleidet Kanzel und Altar
Und wird ſie künftigs neue Jahr,
So ſehr die andern ſie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, ſie ſolls aus Ehrſucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der itzt in die Collecte
Mit langſam ſchlauer Hand ein volles Briefchen ſteckte?
Beate wars, ſie leiht dem Herrn,
Und was ſie giebt, das giebt ſie gern.
Was kann denn ſie dafür, daß es die Leute ſehen?
Beate, laß die Läſtrer ſchmähen,
Und laß ſie aus Verleumdung ſprechen,
Du wollſt die Allmacht nur beſtechen,
Daß für den Wucher, den du treibſt,
Du einſtens ungeſtrafet bleibſt.
Laß dich von andern ſpöttiſch richten,
Als pflegteſt du der Welt gern Laſter anzudichten;
Als wäre dieß für dich die liebſte Neuigkeit,
Wenn andern Noth und Unglück dräut;
Als hätteſt du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, ſchweigt! Dieß kann nicht ſein;
Denn betend ſteht ſie auf, und ſingend ſchläft ſie ein.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft ſchon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten ſoll.
Dir, ſpricht der Lahme, beizuſtehen?
Ich armer Mann kann ſelbſt nicht gehen;
Doch ſcheints, daß du zu einer Laſt
Noch ſehr geſunde Schultern haſt.

Entſchließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege ſagen:
So wird dein ſtarker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines ſein.
Der Lahme hängt mit ſeinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt alſo dieſes Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du haſt das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieſer Unvollkommenheit
Entſpringet die Geſelligkeit.
Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte,
So wird er nur für ſich allein
Und nicht für mich bekümmert ſein.
Beſchwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den ſie dir verſagen
Und jenem ſchenken, wird gemein,
Wir dürfen nur geſellig ſein.

Der Hund.

Phylax, der ſo manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch ſein Bellen widerſtanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu ſtehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte —
Dieſen fiel ein Fieber an.
Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzöl und Mithridat
Mußte ſich der Hund bequemen
Wider Willen einzunehmen.

Seite 22.

Der Hund.

Selbſt des Nachbar Gaſtwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen
Als ein Doctor ausgeſtanden*),
War vergebens bei dem Vieh.
Kaum erſcholl die ſchlimme Poſt,
Als von ihrer Mittagskoſt
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu beſuchen, rannten.
Pantelon, ſein beſter Freund,
Leckt ihm an dem heißen Munde.
O! erſeufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint?
Ach! rief Phylax, Pantelon!
Iſts nicht wahr, ich ſterbe ſchon?
Hätt ich nur nichts eingenommen,
Wär ich wohl davon gekommen.
Sterb ich Aermſter ſo geſchwind,
O! ſo kannſt du ſicher ſchreien,
Daß die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle ſind.
Wie zufrieden ſchlief ich ein,
Sollt ich nur ſo manches Bein,
Das ich mir verſcharren müſſen,
Vor dem Tode noch genießen!
Dieſes macht mich kummervoll,
Daß ich dieſen Schatz vergeſſen,
Nicht vor meinem Ende freſſen,
Auch nicht mit mir nehmen ſoll.
Liebſt du mich, und biſt du treu,
O! ſo hole ſie herbei;
Eines wirſt du bei den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab ich nur noch geſtern Morgen
In dem Winterreis verborgen;
Aber friß mir nichts davon.

*) auf öffentlicher Bühne nämlich, als „Marktſchreier.“

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch, bei ſchwachem Muthe,
Noch den Dunſt von ſeinem Gute.
Endlich, da ſein Auge bricht,
Spricht er: Laß mir alles liegen!
Sterb ich, ſo ſollſt du es kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht.
Sollt ich nur ſo glücklich ſein
Und das ſchöne Schinkenbein,
Das ich — doch ich mags nicht ſagen,
Wo ich dieſes hingetragen.
Werd ich wiederum geſund,
Will ich dir, bei meinem Leben,
Auch die beſte Hälfte geben;
Ja du ſollſt — — Hier ſtarb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg.
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tauſend wirft er mit Entſetzen
Nach den mit Angſt verwahrten Schätzen.
O ſchwere Laſt der Eitelkeit!
Um ſchlecht zu leben, ſchwer zu ſterben,
Sucht man ſich Güter zu erwerben;
Verdient ein ſolches Glück wohl Neid?

Der Proceß.

Ja ja, Proceſſe müſſen ſein!
Geſetzt, ſie wären nicht auf Erden,
Wie könnt' alsdann das Mein und Dein
Beſtimmet und entſchieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder, recht' und ſtreite nur.

Du ſiehſt, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, ſetz alles auf,
Und laß dem Handel ſeinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

Was ſprecht ihr, Nachbar? Dieſer Rain,
Der ſollte, meint ihr, euer ſein?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.
„Nicht doch, Gevatter, nicht, ihr irrt;
Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
Von denen jeder ſagen wird,
Daß lange vor der Schwedenzeit — —"
Gevatter, ihr ſeid nicht geſcheit!
Verſteht ihr mich? Ich will euchs lehren,
Daß Rain und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher ſanfte ruhn;
Das Recht, das ſoll den Ausſpruch thun.
So ſaget Kunz, ſchlägt in die Hand
Und rückt den ſpitzen Hut die Quere.
„Ja, eh ich dieſen Rain entbehre,
So meid ich lieber Gut und Land."
Der Zorn bringt ihn zu ſchnellen Schritten,
Er eilet zu der nahen Stadt.
Allein Herr Glimpf, ſein Advocat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, ſprecht ihr, kann das möglich ſein?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt euch, ſtellt das Reden ein,
Sonſt werd ich, dieſen Schimpf zu rächen,
Gleich ſelber mit Herr Glimpfen ſprechen.
Ich ſag es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum und grüßt Herr Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht ſchimpfen —
Der, denkt nur, ſpricht, der ſchmale Rain,

Der zwiſchen unſern Feldern lieget,
Der, ſpricht der Narr, der wäre ſein.
Allein den will ich ſehn, der mich darum betrüget.
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beſte Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O, dient mir wider ihn, und helft die Sach entſcheiden.
Kein Menſch, verſetzt Herr Glimpf, dient freudiger als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden*),
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt es ſich.
Genug! verklagt den Ungeſtümen!
Ich will mich zwar nicht ſelber rühmen,
Dieß thut kein ehrlicher Juriſt;
Doch dieſes könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Proceß ſeit zwanzig Jahren
Von mir verloren worden iſt!
Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! ihr ſollt ſie nicht verlieren.
Glimpf reitet fort. Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
Ich halte, was ich euch verſprach.
Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird vollgeſchrieben;
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müſſen ſchwören,
Und dieſe ſchwören insgeſammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehörte.
Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich ſchlecht!
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hätteſt nicht das größte Recht.
Manch widrig Urtheil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laßt dem Proceſſe ſeinen Lauf,

---

*) keinen rechtlichen Einwand vorzubringen.

Seite 27.

Der Bettler.

Ich ſchwör euch, endlich durchzubringen;
Doch —"
Herr, ich hör es ſchon, ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein warum ſo lange Zeit?
Dieß, Leſer, kann ich dir nicht ſagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.
Ein letztes Urtheil kömmt. O ſeht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabei gelitten;
Allein was thuts, daß Haus und Hof verſtritten
Und Haus und Hof ſchon angeſchlagen ſind?
Genug, daß er den Rain gewinnt.
O! ruft er, lernt von mir, den Streit aufs höchſte treiben;
Ihr ſeht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus
Und bat ſich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.
Ich, ſprach er, kenn Ihr chriſtlich Herze!
Sie ſorgen gern für andrer Heil
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An Ihres Nächſten Elend Theil.
Ich weiß, mein Flehn wird Sie bewegen!
Sie ſehn, ich fordre nichts mit Unbeſcheidenheit;
Nein, ich verlaſſe mich (hier wies er ihm den Degen,)
Allein auf Ihre Gütigkeit.

Dieß iſt die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn ſie um unſern Beifall flehn;
Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Fordrung zu verſtehn.

Der Autor will den Beifall nicht erpreſſen;
Nein, er verläßt ſich bloß auf unſre Billigkeit:
Doch daß wir dieſe nicht vergeſſen,
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beiden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremſe.

Ein Gaul, der Schmuck von weißen Pferden,
Von Schenkeln leicht, ſchön von Geſtalt
Und wie ein Menſch ſtolz in Geberden,
Trug ſeinen Herrn durch einen Wald,
Als mitten in dem ſtolzen Gange
Ihm eine Brems entgegen zog
Und durſtig auf die naſſe Stange
An ſeinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem heißen Schaume,
Der Heſicht*) am Gebiſſe floß;
Geſchmeiße! ſprach das wilde Roß,
Du ſcheuſt dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfſt du wohl ein Pferd erbittern?
Ich ſchüttle nur, ſo mußt du zittern.
Es ſchüttelte; die Bremſe wich.
Allein ſie ſuchte ſich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu ſtechen,
Und ſtach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erſchrak und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eiſen ſtecken
Und brach ein Bein; hier lag der ſtolze Gaul.

Auf ſich den Haß der Niedern laden,
Dieß ſtürzet oft den größten Mann.
Wer dir als Freund nicht nützen kann,
Kann allemal als Feind dir ſchaden.

*) wie Hefe.

Die Reiſe.

Einſt machte durch ſein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt,
Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewiſſe Zeit auf Reiſen gehen ſollte,
Um ſich in Künſten umzuſehn.
Er ließ genaue Karten ſtechen
Und gab dazu noch jedem das Verſprechen,
Ihm, würd er nur, ſo weit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen ſeiner Schätze
Alsdann auf Reiſen beizuſtehn.
Es war das deutlichſte Geſetze,
Das jemals noch die Welt geſehn;
Doch weil die meiſten ſich vor dieſer Reiſe ſcheuten,
So ſah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu ſich ſelbſt und zur Bequemlichkeit
Half das Geſetz ſehr ſinnreich deuten,
Und jeder gab ihm den Verſtand,
Den er bequem für ſeine Neigung fand;
Doch alle waren eins, daß man gehorchen müßte.
Man machte ſich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr viele reiſten nur im Geiſt
Und überredten ſich, als hätten ſie gereiſt.
Noch andre ſchafften das Geräthe
Zu ihrer Reiſe fleißig an
Und glaubten, wenn man nur ſtets reiſefertig thäte,
So hätte man die Reiſe ſchon gethan.
Sehr viele fiengen an zu eilen,
Als wollten ſie die ganze Welt durchgehn;
Sie reiſten, aber wenig Meilen,
Und meinten, dem Befehl ſei nun genug geſchehn.
Noch andre ſuchten auf den Reiſen
Noch mehr Gehorſam zu beweiſen,
Als den, den das Geſetz befahl;
Sie reiſten nicht durch grüne Felder,
O nein, ſie ſuchten finſtre Wälder
Und reiſten unter Furcht und Qual,

Behängten ſich mit ſchweren Bürden
Und glaubten, wenn ſie ausgezehrt
Und ſiech und krank zurücke kommen würden,
So wären ſie des beſten Amtes werth;
Sie reiſten nie auf Koſten des Regenten.
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reiſekoſten an,
Damit ſie weiter kommen könnten.

Wie elend, hör ich manchen klagen,
Iſt nicht dieß Märchen ausgedacht!
Schämt ſich der Dichter nicht, uns Dinge vorzuſagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo giebt es wohl ſo ſtumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgeſtellt?
Dieß ſind unſinnige Geſchöpfe
Und nicht Bewohner unſrer Welt.
O Freund! was zankſt du mit dem Dichter?
Sieh doch die meiſten Chriſten an;
Betrachte ſie, und dann ſei Richter,
Ob dieſes Bild unglaublich heißen kann?

Das Teſtament.

Philemon, der bei großen Schätzen
Ein edelmüthig Herz beſaß
Und, andrer Mangel zu erſetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaß —
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beizuſtehen.
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Aufs ſchimpflichſte von ihm zu ſprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher als ſie;
Iſt dieß nicht ſchon ein groß Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, ſich für den Schimpf zu rächen.

Nein, sprach er, laßt sie neidisch schmähn,
Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
Wie viel sie Recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menschen nützen können.
Er stirbt. Man findt sein Testament
Und liest: Ich will, daß einst nach meinem Sterben
Mein hinterlaßnes Gut die beiden Nachbarn erben,
Weil sie dieß Gut mir nicht gegönnt.
So mancher Freund verwünscht dieß Testament!
„Wie? konnt ich ihn nicht auch beneiden?
Mir giebt er nichts, und alles diesen beiden?"
Die beiden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen.
Denn damals wußte man nicht recht zu processiren,
Sonst hätten beide nichts gekriegt;
So aber kriegten sie das völlige Vermögen.
Wie rühmten sie den Selgen nicht!
Er war die Großmuth selbst, er war der Zeiten Licht,
Und alles dieß des Testamentes wegen;
Denn eh er starb, war ers noch nicht.
Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kasten Ruh und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand
Und wacht, wenn andre schnarchend liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Träum erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füßen aus dem Bette
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,
Und nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurücke gehn
Arm hatt er sich noch satt gegessen;
Reich hungert er bei halbem Essen
Und schnitt das Brot, das er den Seinen gab,

Mit Klagen über Gott und über Theurung ab
Und ward mit jedem neuen Tage
Der Seinen Laſt und ſeine Plage.
Der andre Nachbar lachte ſein.
Der Thorheit, ſprach er, will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren
Und mich des Segens recht erfreun.
Er hielt ſein Wort und ſah in wenig Jahren
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gaſſen, wo er ſonſt ſtolz auf und ab gefahren,
Schlich itzt ſein Fuß ganz unbekannt.
Ach! ſprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Daß uns der Reichthum wird verderben;
Drum hat er uns ſein Gut vermacht.
Du hungerſt karg, ich hab es durchgebracht.
Wir waren werth, den Reichthum zu beſitzen;
Denn keiner wußt ihn recht zu nützen.

Damötas und Phyllis.

Damötas war ſchon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte ſeine Zärtlichkeit
Nicht einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab ſich alle Müh;
Doch ſeine Spröde hört ihn nie.
Er ſprach: Zwei Bänder geb ich dir,
Auch ſoll kein Warten mich verdrießen;
Verſprich nur, ſchöne Phyllis, mir,
Mich dieſen Sommer noch zu küſſen.
Sie ſieht ſie an, er hofft ſein Glück;
Sie lobt ſie und giebt ſie zurück.
Er bot ein Lamm, noch zwei darauf,
Dann zehn, dann alle ſeine Heerden.
So viel? Dieß iſt ein theurer Kauf.

Nun wird sie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm unsre Phyllis ein;
Mit finstrer Stirne sprach sie: Nein!
Wie? rief Damötas ganz erhitzt,
So willst du ewig widerstreben?
Gut, ich verbiete dir anitzt,
Mir jemals einen Kuß zu geben.
O! rief sie, fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.
Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu seinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bei seinen Heerden eingeschlafen;
Er schlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bei dem Schäfer stehn.
Wie roth, spricht Phyllis, ist sein Mund!
Bald dürft ich mich zu was entschließen.
O, wäre nicht sein böser Hund,
Ich müßte diesen Schäfer küssen.
Sie geht; doch da sie gehen will,
So steht sie vor Verlangen still.
Sie sieht sich dreimal schüchtern um
Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln stumm
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie sinnt, bis daß sie ganz verzagt
Sich noch zween Schritte näher wagt.
Hier steht nunmehr das gute Kind;
Allein sie kann sich nicht entschließen.
Doch nein, itzt bückt sie sich geschwind
Und wagts, Damöten sanft zu küssen.
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.
Wie süße muß ein Kuß nicht sein!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Scheint minder sich, als erst, zu scheun
Und läßt sich bei dem Schäfer nieder;
Sie küßt, und nimmt sich nicht in Acht,
Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.

O! fieng Damöt halb ſchlafend an,
Mißgönnſt du mir die ſanfte Stunde?
Dir, ſprach ſie, hab ich nichts gethan,
Ich ſpielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt, es ſteht nicht fein,
Ein Schäfer und ſtets ſchläfrig ſein.
Jedoch was giebſt du mir, Damöt?
So ſollſt du mich zum Scherze küſſen.
Nun, ſprach der Schäfer, iſts zu ſpät,
Du wirſt an mich bezahlen müſſen.
Drauf gab die gute Schäferin
Um einen Kuß zehn Küſſe hin.

Die Widerſprecherin.

Ismene hatte noch, bei vielen andern Gaben,
Auch dieſe, daß ſie widerſprach.
Man ſagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle dieſe Tugend haben;
Doch wenns auch tauſendmal der ganze Weltkreis ſpricht,
So halt ichs doch für ein Gedicht
Und ſag es öffentlich, ich glaub es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
Ich hab es oft verſucht und manche ſchön genannt,
So häßlich ſie auch war, bloß, weil ich haben wollte,
Daß ſie mir widerſprechen ſollte;
Allein ſie widerſprach mir nicht.
Und alſo iſt es falſch, daß jede widerſpricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!
Itzt komm ich wieder zu Ismenen.
Ismenen ſagte mans nicht aus Verleumdung nach,
Es war gewiß, ſie widerſprach.
Einſt ſaß ſie mit dem Mann bei Tiſche;
Sie aßen unter andern Fiſche,
Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, ſprach der Mann, mein Engel, iſt mir recht,

So iſt der Fiſch nicht gar zu blau geſotten.
Das, rief ſie, hab ich wohl gedacht;
So gut man auch die Anſtalt macht,
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu ſpotten.
Ich ſag es Ihnen kurz, der Hecht iſt gar zu blau.
Gut, ſprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber ſtreiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?
So wie dem welſchen Hahn, dem man was rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas und Lefzen ſteigt,
Sie roth und blau durchſtrömt, lang aus einander treibet,
In beiden Augen blitzt, ſich in den Flügeln ſträubet,
In alle Federn dringt und ſie gen Himmel kehrt
Und zitternd, mit Geſchrei und Poltern aus ihm fährt:
So ſchießt Ismenen auch, da dieß ihr Liebſter ſpricht,
Das Blut den Augenblick in ihr ſonſt blaß Geſicht;
Die Adern lieſen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau und Kinn und Naſe länger;
Ihr Haar bewegte ſich, ſtieg voller Zorn empor
Und ſtieß, indem es ſtieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fieng ſie zitternd an: Ich, Mann! ich, deine Frau,
Ich ſag es noch einmal, der Hecht war gar zu blau.
Sie nimmt das Glas und trinkt. O, laßt ſie doch nicht trinken!
Ihr Liebſter geht und ſagt kein Wort;
Kaum aber iſt ihr Liebſter fort,
So ſieht man ſie in Ohnmacht ſinken.
Wie konnt es anders ſein? Gleich auf den Zorn zu trinken!
Ein plötzliches Geſchrei bewegt das ganze Haus.
Man bricht der Frau die Daumen aus,
Man ſtreicht ſie kräftig an; kein Balſam will ſie ſtärken.
Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben iſt zu merken.
Man nimmt verſengtes Haar und hälts ihr vors Geſicht;
Umſonſt! umſonſt! ſie riecht es nicht!
Nichts kann den Geiſt ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann; er kömmt und ſchreit: Du ſtirbſt, mein Leben!
Du ſtirbſt? ich armer Mann! Ach, meine liebe Frau,
Wer hieß mich dir doch widerſtreben!
Ach, der verdammte Fiſch! Gott weiß, er war nicht blau.

Den Augenblick bekam ſie wieder Leben.
Blau war er, rief ſie aus, willſt du dich noch nicht geben?
So that der Geiſt des Widerſpruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigſten Geruchs.

Das Heupferd oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt und ſchlecht beſpannt,
Konnt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht- und Sittenſpruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitſche Schlagen,
Zu ſchwach bei dieſem ſchweren Wagen.

Ein Heupferd, das bei der Gefahr
Zu oberſt auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab und ſprach mit Lachen:
Ich wills dem Viehe leichter machen.

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ei, rief das Heupferd ganz entzückt,
Du, Fuhrmann, wirſt an mich gedenken;
Fahr fort! den Dank will ich dir ſchenken.

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schickſal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphiſchen Altar.
Die Gottheit weigert ſich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie ſpricht: Du wirſt ein großes Glück genießen;
Doch wirds dein Unglück ſein, ſobald du es wirſt wiſſen.

Iſt Semnons Neugier nun vergnügt*)?
Nichts weniger! Nur mehr wächſt ſein Verlangen.
O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten dich beſiegt,
So laß mich größres Licht von meinem Glück empfangen!
So traut der Menſch und traut zugleich auch nicht.
Ein Semnon glaubt ſein Glück, nicht, weils die Gottheit ſaget,
Nein, weil ers ſchon gewünſcht, eh er ſie noch gefraget;
Doch glaubt er auch, wenn ſie vom Unglück ſpricht?
O nein! denn dieſes wünſcht er nicht.
Durch Klugheit denkt er ſchon das Unglück abzuwehren.
Kurz, Semnon läßt nicht nach, er will ſein Schickſal hören.
Du wirſt, hub das Orakel an,
Durch deines Weibes Gunſt den Scepter künftig führen
Und Völker, die dich dienen ſahn,
Dereinſt durch einen Wink regieren.
Geſtärkt durch dieſes Götterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz in Hoffnung fort,
Mißt, ohne Land, im Geiſt ſchon ſeines Reiches Größen
Und läßt ſchon, ohne Volk, ſein Heer das Schwert entblößen.
Allein ſo froh er war, ſo war ers nicht genug.
Er weiß noch nicht, was er doch wiſſen wollte,
Die Zeit, in der ſein Fuß den Thron beſteigen ſollte;
Die Ungewißheit wars, die ihn noch niederſchlug.
Und, ſprach er, wenn ich auch nun bald den Thron beſtiegen,
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?
Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Zum delphiſchen Apoll ſich noch einmal zu nahn.
O Thor, verſetzt Apoll, euch Sterblichen zum Glücke
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.
So wiſſe denn: in kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit;
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben.
Er that darauf im Kriege ſich hervor
Und ſtieg aus einem niedern Stande
Zur höchſten Würd im Vaterlande
Durch ſeine Tapferkeit empor.

*) d. i. befriedigt, ihr „genug" gethan.

[redacted]

Die Sehnſucht muß den Schmerz beſiegen;
Das erſte Haus ſteht wieder da.
Wie lebhaft war des Kinds Vergnügen,
Als es ſein Haus von neuem ſah!
Nun will ich mich wohl beſſer hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tiſch! ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und ſtehe feſt, und wackle nicht!
Das Haus bleibt unerſchüttert ſtehen,
Das Kind hört auf, ſich zu erfreun;
Es wünſcht, es wieder neu zu ſehen,
Und reißt es bald mit Willen ein.

Schilt nicht den Unbeſtand der Güter,
Du ſiehſt dein eigen Herz nicht ein;
Veränderlich ſind die Gemüther,
So mußten auch die Dinge ſein.
Bei Gütern, die wir ſtets genießen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden ſie uns nicht entriſſen,
Wo fänd ein neu Vergnügen Statt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt iſt nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geſchlecht,
Die Liebe nicht von Herzen gienge!
Das Alter ſang in dieſem Ton,
Von ſeinem Vater hörts der Sohn
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, dieſen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, ſo hört ein Beiſpiel an,
Das ich für alle Männer ſinge.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe, ſtärke mich, daß mir ein Lied voll Geiſt,

Ein überzeugend Lied gelinge
Und gieb mir zu geſetzter Zeit
Ein Weib von ſo viel Zärtlichkeit,
Als dieſe war, die ich beſinge!

Clarine liebt den treuſten Mann,
Den ſie nicht beſſer wünſchen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
Und wenn dir dieß unglaublich ſcheint,
So wiſſe nur, ſeit der beglückten Stunde,
Die ſie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbei; nun glaubſt dus doch, mein Freund?
Clarine kannte keine Freude,
Kein größer Glück, als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten beide,
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
O, ſprichſt du, ſo ein Weib, ſo eines wünſcht ich mir!
Ja wohl! ich wünſch es auch mit dir.
Sei nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannſt du ſie noch bekommen.
Krank, ſag ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält ſich viele Tage lang,
Von ganzen Strömen Schweiß war ſein Geſicht umfloſſen,
Doch noch von Thränen mehr, die ſie um ihn vergoſſen.
Tod! fängt ſie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich, als meinen Mann!
Wenns nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! er hört es auch; er hört Clarinens Noth,
Er kömmt und fragt: Wer rief? Hier! ſchreit ſie, lieber Tod,
Hier liegt er, hier in dieſem Bette!

Der zärtliche Mann.

Die ihr ſo eiferſüchtig ſeid
Und nichts als Unbeſtändigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget,
O Weiber, überwindet euch;
Leſt dieß Gedicht und ſeid zugleich
Beſchämt und ewig widerleget.
Wir Männer ſind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig lieben;
Uns iſt die Treu ins Blut geſchrieben.
Beweiſt es! hör ich alle ſchrein.
Recht gut! es ſoll bewieſen ſein.

Ein liebes Weib ward krank; wovon? von vieler Galle?
Die alte Spötterei! kein Kluger glaubt ſie mehr.
Nein, nein, die Weiber ſiechten alle,
Wenn dieſes Uebel ſchädlich wär.
Genug, ſie wird ſehr krank. Der Mann wendt alles an,
Was man von Männern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuſchütten;
Er läßt für ſeine Frau in allen Kirchen bitten
Und giebt noch mehr dafür, als ſonſt gebräuchlich war;
Und doch vermehrt ſich die Gefahr.
Er ächzt, er weint und ſchreit, er will mit ihr verderben.
Ach Engel, ſpricht die Frau, ſtell deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnügen ſterben,
Verſprich mir nur, nicht noch einmal zu frein.
Er ſchwört, ſich keine mehr zu wählen.
Dein Schatten, ruft er, ſoll mich quälen,
Wenn mich ein zweites Weib beſiegt.
Er ſchwört. Nun ſtirbt ſein Weib vergnügt*).
Wer kann den Kummer wohl beſchreiben,
Der unſern Witwer überfällt?
Er weiß vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng iſt ihm ſein Haus, zu klein iſt ihm die Welt.

*) d. i. zufrieden.

Er opfert seiner Frau die allertreusten Klagen,
Bleibt ohne Speis und Trank, sucht keine Lagerstatt;
Er klagt und ist des Lebens satt.
Indeß befiehlt die Zeit, sie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr schwarzes Brautkleid an;
Der Witwer tritt bethränt an ihren Sarg hinan.
Was? fängt er plötzlich an zu fluchen,
Was Henker, was soll dieses sein?
Für eine todte Frau ein Brautkleid auszusuchen?
Gesetzt, ich wollte wieder frein,
So müßt ich ja ein neues machen lassen.
Ihr Leute, kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
Und laßt dem armen Witwer Zeit;
Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

Die Spinne.

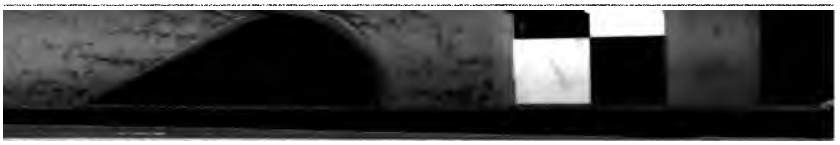
Hochmüthig über ihre Künste,
Warf vom durchsichtigen Gespinste,
Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;
So aufgebläht, wie ein Pedant,
Der itzt, von seinem Werth erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen schießt.
Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu
Und fragt zuletzt: Was webst denn du?
Unwissender! läßt sich die Spinn erbittert hören,
Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
Ich webe für die Ewigkeit!

Doch kaum ertheilet ſie den trotzigen Beſcheid,
So reißt die Magd mit Borſten in den Händen
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebſt der Ewigkeit.

Die Kunſt ſei noch ſo groß, die dein Verſtand beſitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn ſie der Welt nicht nützet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als andrer Müßiggang.

Die Biene und die Henne.

Nun Biene, ſprach die träge Henne,
Dieß muß ich in der That geſtehn:
So lange Zeit, als ich dich kenne,
So ſeh ich dich auch müßig gehn.
Du ſinnſt auf nichts, als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht ſo ſehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke ſitzen,
Dann fliege zu dem Roſenſtrauch.
Wär ich, wie du, ich thät es auch.
Was brauchſt du andern viel zu nützen?
Genug, daß wir ſo manchen Morgen
Mit Eiern unſer Haus verſorgen.
O, rief die Biene, ſpotte nicht!
Du denkſt, weil ich bei meiner Pflicht
Nicht ſo, wie du bei einem Ei,
Aus vollem Halſe zehnmal ſchreie:
So, denkſt du, wär ich ohne Fleiß,
Der Bienenſtock ſei mein Beweis,
Wer Kunſt und Arbeit beſſer kenne.
Ich oder eine träge Henne.



Denn wenn wir auf den Blumen liegen,
So ſind wir nicht auf uns bedacht;
Wir ſammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unſer Fleiß kein groß Geräuſch,
Und ſchreien wir bei warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht wie du im Neſte heiſch *),
So präge dir es itzund ein:
Wir haſſen allen ſtolzen Schein,
Und wer uns kennen will, der muß in Roſt und Kuchen
Fleiß, Kunſt und Ordnung unterſuchen.
Auch hat uns die Natur beſchenkt
Und einen Stachel eingeſenkt,
Mit dem wir die beſtrafen ſollen,
Die, was ſie ſelber nicht verſtehn,
Doch meiſtern und verachten wollen;
Drum, Henne, rath ich dir, zu gehn.

O Spötter, der mit ſtolzer Miene,
In ſich verliebt, die Dichtkunſt ſchilt,
Dich unterrichtet dieſes Bild.
Die Dichtkunſt iſt die ſtille Biene,
Und willſt du ſelbſt die Henne ſein,
So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragſt, was nützt die Poeſie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein wie kannſt du doch ſo fragen?
Du ſiehſt an dir, wozu ſie nützt:
Dem, der nicht viel Verſtand beſitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu ſagen.

*) d. i heiſer.

Der süße Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
Erfreut den Timon einst die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er sieht, aus seines Bette Mitte
Steigt schnell ein großer Schatz herauf,
Und schnell baut er aus seiner Hütte
Im Schlafe schon ein Lustschloß auf.
Sein Vorsaal wimmelt von Clienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf sich verziehn*).
Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timons Glück vollkommen machen;
Denn träumend sieht er sich geliebt.
Er sieht von Doris sich umfangen
Und ruft, als dieß ihm träumt, vergnügt,
Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich besiegt?
Sein Schlafgeselle hört ihn lallen;
Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen
Und macht, daß sich sein Traum verliert.
Freund, ruft er, laß dich nicht betrügen,
Es ist ein Traum, ermuntre dich!
O böser Freund, um welch Vergnügen,
Klagt Timon ängstlich, bringst du mich!
Du machest, daß mein Traum verschwindet;
Warum entziehst du mir die Lust?
Genug, ich hielt sie für gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewußt.

*) auf ihn warten, zur Morgencour.

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienſtbefliſſenheit;
Oft ſeid ihr unſrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unſre Lehrer ſeid.
Wer heißt euch uns den Irrthum rauben,
Den unſer Herz mit Luſt beſitzt,
Und der, ſo heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder ſchadt, als nützt?
Der wird die halbe Welt betriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meiſten Arten von Vergnügen
Entſtehen, weil man dunkel ſieht.
Was denkt der Held bei ſeinen Schlachten?
Er denkt, er ſei der größte Held.
Gönnt ihm die Luſt, ſich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Muth entfällt.
Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
Und laßt das arme Weib dabei.
Was glaubt der Ehmann von Liſetten?
Er glaubt, daß ſie die Keuſchheit iſt.
Er irrt, ich wollte ſelber wetten;
Doch ſchweigt, wenn ihr es beſſer wißt.
Was denkt der Philoſoph im Schreiben?
Mich lieſt der Hof, mich ehrt die Stadt!
Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Luſt zum Denken hat.
Durchſucht der Menſchen ganzes Leben,
Was treibt zu großen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Troſt zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein ſüßer Wahn.
Genug, daß wir dabei empfinden!
Es ſei auch tauſendmal ein Schein!
Sollt aller Irrthum ganz verſchwinden,
So wär es ſchlimm, ein Menſch zu ſein.

Der Reiſende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zeus, bei ungeſtümem Wetter
Um ſtille Luft und Sonnenſchein.
Umſonſt! Zeus läßt ſich nicht bewegen;
Der Himmel ſtürmt mit Wind und Regen;
Denn ſtürmiſch ſollt es heute ſein.

Der Wandrer ſetzt mit bittrer Klage,
Daß Zeus mit Fleiß die Menſchen plage,
Die ſaure Reiſe mühſam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet
Und ſchnell ihm ſtill zu ſtehn gebietet,
So oft ertönt ein Läſterwort.

Ein naher Wald ſoll ihn beſchirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In dieſem Holze zu entgehn.
Doch eh der Wald ihn aufgenommen,
So ſieht er einen Räuber kommen
Und bleibt vor Furcht im Regen ſtehn.

Der Räuber greift nach ſeinem Bogen,
Den ſchon die Näſſe ſchlaff gezogen;
Er zielt und faßt den Pilger wohl.
Doch Wind und Regen ſind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren ſoll.

O Thor! läßt Zeus ſich zornig hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt ich dir Sonnenſchein gegeben,
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
O Jüngling, ist die Furchtsamkeit;
Was helfen dir die süßen Triebe
Bei einer stummen Schüchternheit?
Du liebst und willst es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu gestehn;
Was deine Lippen ihr nicht sagen,
Soll sie in deinen Augen sehn.
Im Stillen trägst du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an
Und wünschest, daß sie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht sagen kann.
Du hörst nicht auf, sie hoch zu achten,
Und ehrst sie durch Bescheidenheit;
Sie fühlt und läßt dich dennoch schmachten
Und wartet auf Beständigkeit.
Sie läßt dich in den Augen lesen,
Wie viel dir dieser Vorzug nützt;
Erst liebt sie dein bescheidnes Wesen
Und endlich den, der es besitzt.
Ein Jahr verfliegt; o, lacht des Blöden,
Was hat er denn für seine Müh?
Er darf mit ihr von Liebe reden
Und wagt den ersten Kuß auf sie.
Ein Jahr! und noch kein größer Glücke?
In Wahrheit, das ist lächerlich.
Warum rief er beim ersten Blicke
Nicht gleich: Mein Kind, ich liebe dich!
Da lob ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wißt von keiner langen Pein;
Ihr laßt euch bei der Schönen melden,
Ihr kommt und seht und nehmt sie ein.
Und euren Muth recht zu beseelen,
Den ihr bei eurer Liebe fühlt,
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einst Jesmin sehr schnell erhielt.

Ein junger Menſch, der gütigſt wollte,
Daß jedes ſchöne Kind die Ehre haben ſollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu ſein,
Jesmin ſah Sylvien, das heißt, ſie nahm ihn ein.
Er ſah ſie in dem Fenſter liegen,
Ward ſchnell beſiegt und ſchwur, ſie wieder zu beſiegen.
Die halbe Nacht verſtrich, daß mein Jesmin nicht ſchlief;
Er ſann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach und trug die hellſten Flammen
In einen Brief aus zwanzigen zuſammen.
Der Brief ward fortgeſchickt, und für ſein baares Geld
Ward auch der Brief getreu beſtellt.
Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, vom Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier und ſchreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen ſeine Qual,
Er redt von ſtrengen Liebeskerzen,
Von Augenſonnen, heiß an Pein,
Von Tigermilch, von diamantnen Herzen
Und von der Hoffnung Nordlichtſchein
Und ſchwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich, bei Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.
Getroſt, Jesmin, verſiegle deinen Brief!
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief,
So wird der Schönen Herz, eh Nacht und Tag verfließen,
Von deines Briefes Glut erweicht zerſchmelzen müſſen.
Der Brief wird fortgeſchickt und richtig überbracht.
Jesmin thut manch Gebet an Venus kleinen Knaben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht!
Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eiſen haben;
Doch welcher Baum fällt auf den erſten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb,
Und ihre Sprödigkeit iſt ein verſtelltes Weſen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu leſen.
Wie könnte ſie dem heißen Flehn
Und, da ſie ihn unlängſt geputzt geſehn,
Der reichen Weſte widerſtehn?
Ich weiß noch einen Rath, und dieſer Rath wird glücken:
Durch Verſe kann man ſehr entzücken,

In Verſen, mein Jesmin, in Verſen ſchreib an ſie;
Siegſt du durch Verſe nicht, Jesmin! ſo ſiegſt du nie.
Er folgt. O wünſcht mit mir, daß ihm die Reime fließen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebar!
Was konnte man auch anders ſchließen,
Da ſeine Proſa ſchon ſo hoch und feurig war?
Kaum hatte Sylvia das Heldenlied geleſen,
So kam auch ſchon ein Gegenbrief.
Man ſtelle ſich nur vor, wie froh Jesmin geweſen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegen lief!
Die ſchlaue Magd grüßt ihn galant.
Er ſteht und hält den Brief entzückt in ſeiner Hand
Und brennet vor Begier, den Inhalt bald zu wiſſen,
Und kann vor Zärtlichkeit ſich dennoch nicht entſchließen,
Das kleine Siegel abzuziehn;
Er drückt den Brief an ſich, er drückt und küſſet ihn.
Die Magd kriegt ein Piſtol*) und ſchwört, ihm treu zu bleiben.
Allein was ſtund in dieſem Schreiben,
Als es Jesmin froh auseinander ſchlug?
Kein Wörtchen mehr, als dieß: Mein Herr, Sie ſind nicht klug!

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Denn Hannchen war ein ſchönes Kind.
Allein je reizender die loſen Mädchen ſind,
Um deſto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl: drei Jahre liebt er ſie;
Allein umſonſt war alle Müh.
Was that er endlich? Er verreiſte
Und gieng, (was kann wohl ärgers ſein?)
Gieng, ſag ich, mit dem böſen Geiſte
Ein Bündniß an dem Blocksberg ein;

*) Coldſtück.

Ein Bündniß, daß er ihm zwei Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
Sie werden hurtig eins und schließen ihren Kauf*);
Der böse Geist giebt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen
Und Doctor Fausten selbst betrogen,
So hielt er doch sein Wort genau.
Frontin ward Hannchens Mann, und sie ward seine Frau.
Doch eh vier Wochen sich verlieren,
So fängt Frontin schon an, den Schwarzen zu citiren.
Ach, spricht er, da der Geist erscheint,
Ach, darf ich, lieber böser Feind,
Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwei Jahre, wie du weißt, zu dienen,
Und dieß erfüll ich auch genau;
Doch willst du mir mein Hannchen wieder nehmen,
So soll mein Dienst ein Jahr verlängert sein.
Der Böse will sich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Frist noch zweimal ein;
Denn, sprach er bei sich selbst, so arg du immer bist,
So weiß ich doch, daß Hannchen ärger ist.

Der gütige Besuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt,
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen, —
Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
O, rief er, welch ein traurig Leben!
Wie? schlafen Sie denn nicht bei Ihren Büchern ein?

*) Geschäft, Handel.

So ſind Sie denn ſo ganz allein
Und müſſen gar vor langer Weile leſen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich ſo geſchwind.
Ich bin, ſprach der Poet, noch nie allein geweſen,
Als ſeit der Zeit, da Sie zugegen ſind.

Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einſt die Schulden quälten,
Das Glück um ſeinen Beiſtand an.
Das Glück, das ſeine liebſten Gaben
Sonſt immer für die Leute ſpart,
Die von den Gütern beßrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entſchloß ſich dennoch auf ſein Flehn,
Dem wackern Manne beizuſtehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verſcharrte Schätze finden.
Er ſieht darauf in kurzer Zeit
Von ſeinen Schuldnern ſich befreit;
Doch iſt ihm wohl die Noth benommen,
Da ſtatt der Schuldner Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, ſo oft er ißt,
Kömmt einer, der ihn durſtig küßt,
Nach ſeinem Wohlſein ängſtlich fraget
Und ihn mit Höflichkeit und Liſt,
Mit Loben und Bewundern plaget
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, ſaget.
O Glücke! rief Aret, ſoll eins von beiden ſein,
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befreun:
So will ich mich von Schuldnern lieber haſſen,
Als mich von Schmeichlern lieben laſſen.
Vor jenen kann man doch zuweilen ſicher ſein;
Doch dieſe Brut ſchleicht ſich zu allen Zeiten ein.

Seite 53.

Damokles.

So ſind Sie denn ſo ganz allein
Und müſſen gar vor langer Weile leſen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich ſo geſchwind.
Ich bin, ſprach der Poet, noch nie allein geweſen,
Als ſeit der Zeit, da Sie zugegen ſind.

Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einſt die Schulden quälten,
Das Glück um ſeinen Beiſtand an.
Das Glück, das ſeine liebſten Gaben
Sonſt immer für die Leute ſpart,
Die von den Gütern beßrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entſchloß ſich dennoch auf ſein Flehn,
Dem wackern Manne beizuſtehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verſcharrte Schätze finden.
Er ſieht darauf in kurzer Zeit
Von ſeinen Schuldnern ſich befreit;
Doch iſt ihm wohl die Noth benommen,
Da ſtatt der Schuldner Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, ſo oft er ißt,
Kömmt einer, der ihn durſtig küßt,
Nach ſeinem Wohlſein ängſtlich fraget
Und ihn mit Höflichkeit und Liſt,
Mit Loben und Bewundern plaget
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, ſaget.
O Glücke! rief Aret, ſoll eins von beiden ſein,
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befrein:
So will ich mich von Schuldnern lieber haſſen,
Als mich von Schmeichlern lieben laſſen.
Vor jenen kann man doch zuweilen ſicher ſein;
Doch dieſe Brut ſchleicht ſich zu allen Zeiten ein.

Seite 53.

Damokles.

Damokles.

Glaubt nicht, daß bei dem größten Glücke
Ein Wüthrich jemals glücklich ist;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bei aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken
Und läßt ihn nichts als theures Elend schmecken.

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre, —
Als dieß Damokles einst gethan,
Fieng Dionys zu diesem Schmeichler an:
So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dichs erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle sein?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.
Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn herbeigebracht.
Er sitzt und sieht auf beiden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu sein.
Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben
Und sucht den Ruhm, dieß Wort vollstreckt zu haben.
Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
O Hoheit! ruft er aus, könnt ich dich ewig schmecken!
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr

Nah über ſeinem Haupte ſchweben.
Der Glückliche fängt an zu beben:
Er ſieht nicht mehr auf ſeines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den ſchmackhaften Speiſen,
Er hört nicht mehr der Sänger ſanfte Weiſen.
Ach! fängt er zitternd an zu ſchrein,
Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich ſein!

Die beiden Hunde.

Daß oft die allerbeſten Gaben
Die wenigſten Bewundrer haben,
Und daß der größte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält:
Dieß Uebel ſieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieſer Peſt?
Ich zweifle, daß ſich dieſe Plage
Aus unſrer Welt verdrängen läßt.
Ein einzig Mittel iſt auf Erden;
Allein es iſt unendlich ſchwer:
Die Narren müßten weiſe werden,
Und ſeht, ſie werdens nimmermehr.
Nie kennen ſie den Werth der Dinge,
Ihr Auge ſchließt, nicht ihr Verſtand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil ſie das Gute nie gekannt.

Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der eine von den beiden Thieren,
Joli, verſtund die Kunſt, ſich luſtig aufzuführen,
Und wer ihn ſah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge
Und ſpielte voller Ungeſtüm.

Man lobte ſeinen Scherz, belachte ſeine Sprünge;
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln,
So falſch und boshaft war ſein Herz;
Gleich fieng er wieder an zu ſchmeicheln,
Dann hieß ſein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt und ſchrie,
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen,
Er hieß der luſtige Joli.
Mit ihm vergnügte ſich Liſette,
Er ſprang mit ihr zu Tiſch und Bette,
Und beide theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Luſtbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.
Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Weſen,
Zum Witze nicht erſehn, zum Scherze nicht erleſen,
Sehr ernſthaft von Natur; doch wachſam um das Haus,
Gieng öfters auf die Jagd mit aus,
War treu und herzhaft in Gefahr
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er ſtirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli ſtirbt auch. Da fließen Thränen!
Seht, ihn beklagt das ganze Haus;
Die ganze Nachbarſchaft bezeiget ihren Schmerz.

So gilt ein Bißchen Witz mehr, als ein gutes Herz.

Selinde.

Das ſchönſte Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich alſo ſagen mag,
Schön wie das Morgenroth und heiter wie der Tag, —

Selinde ſoll ſich malen laſſen.
Sie weigert ſich; der Maler ließ nicht nach,
Er bat, bis ſie es ihm verſprach,
Und ſchwur, ſie recht getreu zu faſſen.
Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt?
Ich hätte ſie umſonſt gemalt,
Und hätt ich ja was fordern ſollen,
So hätt ich Küſſe fordern wollen.
So ſchön Selinde wirklich war,
So ſchön, und ſchöner nicht, ſtellt ſie der Maler dar;
Die kleinſte Miene muß ihm glücken,
Das Bild war treu, und ſchön bis zum Entzücken,
So reizend, daß es ſelbſt der Maler hurtig küßt,
Sobald ſein Weib nicht um ihn iſt.
Der Maler bringt ſein göttliches Geſicht.
Selinde ſieht es an, erſchrickt und legt es nieder.
„Hier nehm er ſein Gemälde wieder,
Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
Wer hieß ihn ſo viel Schmeicheleien
Und ſo viel Reiz auf meine Bildung ſtreuen?
Erdichtet iſt der Mund, verſchönert iſt das Kinn.
Kurz, nehm er nur ſein Bildniß hin;
Ich mag nicht ſchöner ſein, als ich in Wahrheit bin.
Vielleicht wollt er die Venus malen;
Von dieſer laß er ſich bezahlen.“
So iſt ſie denn allein das Kind,
Das ſchön iſt, ohn es ſein zu wollen?
Wie viele kenn ich nicht, die wirklich häßlich ſind,
Und die wir mit Gewalt für engliſch*) halten ſollen!
Der Maler nimmt ſein Bild und ſagt kein einzig Wort,
Geht trotzig wie ein Künſtler fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen
Und ſo ein ſchönes Kind verklagen?
Er klagt. Selinde muß ſich ſtellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urtheil fällen!
O, fahrt ſie nicht gebietriſch an;
So ſehr ſie Unrecht hat, ſo edel iſt ihr Wahn.

*) engelgleich.

Hier kömmt sie schon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch gesehn?
Der ganze Rath erstaunt vor diesem schönen Kinde,
Und sein Erstaunen preist sie schön.
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Gesichte;
Man sah aufs Bild, doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original,
Und jeder rief: Sie ist getroffen!
O! sprach sie ganz beschämt, wie könnt ich dieses hoffen!
Er hat mich viel zu schön gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.
Selinde, hub der Richter an,
Kein Maler konnt euch treuer malen;
Er hat nach seiner Pflicht gethan,
Abbittend sollt ihr ihn bezahlen.
Doch weil ihr von euch selbst nicht eingenommen seid,
So geht nicht unbelohnt von diesem Richterplatze:
Empfangt ein Heirathsgut aus dem gemeinen Schatze*),
Zum Lohne der Bescheidenheit.
O weiser Mann, der dieses spricht!
Gerechter ist kein Spruch zu finden;
Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht,
Und wärst du jung, verdientest du Selinden!
Selinde geht. Der Beifall folgt ihr nach;
Man sprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen sprach;
Je mehr sie zweifelte, ob sie so reizend wäre,
Um desto mehr erhielt sie Ehre.

Je minder sich der Kluge selbst gefällt,
Um desto mehr schätzt ihn die Welt.

---

*) Gemeindekasse.

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn! sprach er, um dich zu versorgen,
Hab ich vor langer Zeit einst einen Schatz verborgen;
Er liegt — — Hier starb der Vater schon.
Wer war bestürzter, als der Sohn?
Ein Schatz! (so waren seine Worte,)
Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
Wo find ich ihn? Er schickt nach Leuten aus,
Die Schätze sollen graben können,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.
Nach viel vergeblichem Bemühen
Hieß er die Fremden wieder ziehen,
Sucht selber in dem Hause nach,
Durchsucht des Vaters Schlafgemach
Und findt mit leichter Müh (wie groß war sein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

Vielleicht, daß mancher eh die Wahrheit finden sollte,
Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit suchen wollte;
Und mancher hätte sie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.
Verborgen ist sie wohl; allein nicht so verborgen,
Daß du der finstern Schriften Wust,
Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
Verlaß dich nicht auf fremde Müh,
Such selbst, such aufmerksam, such oft; du findest sie.
Die Wahrheit, lieber Freund, die alle nöthig haben,
Die uns als Menschen glücklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben.

Monime.

Durch ſchöner Glieder Reiz, durch Schönheit des Verſtands
Erwarb Monime ſich den Beifall Griechenlands.
So manches Buhlers Herz beſiegten ihre Blicke,
Mit Wolluſt ſah er ſie, beſchämt wich er zurücke;
Denn war Monime ſchön, ſo war ihr Herz zugleich
An Unſchuld, wie ihr Blick an Geiſt und Feuer reich.
Die Tugend, die dem Wunſch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb ſelbſt den Buhler an, daß er ſie mehr verehrte.
Arm war ſie von Geburt und zart von Leidenſchaft*),
Mit Schmeichlern ſtets umringt, und blieb doch tugendhaft?
Doch bringt Geſchenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredſamkeit wird ſie nicht widerſtehen.
Ein Prinz aus Pontus iſts, der große Mithridat,
Der mit entbrannter Bruſt ſich zu Monimen naht;
Ein König ſeufzt und fleht: zu ſchmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bei dieſem Glück Monimens Tugend wanken?
Prinz, fieng ſie herzhaft an, du ſcheinſt durch mich gerührt**)
Und rühmſt den kleinen Reiz, der meine Bildung***) ziert;
Ich danke der Natur für dieſen Schmuck der Jugend,
Die Schönheit gab ſie mir, und ich gab mir die Tugend.
Nicht jene macht mich ſtolz, nein, dieſe macht mich kühn;
Sei tauſendmal ein Prinz: umſonſt iſt dein Bemühn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen,
Nur als Gemahl wirſt du Monimens Herz gewinnen.
So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn.
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigſte Gewinn,
Des Hofes Kunſt und Liſt, nichts konnte ſie bezwingen;
Der Prinz muß für ihr Herz ihr ſelbſt die Krone bringen.
O welch ein ſeltnes Glück: von niedrem Blut entſtehn
Und aus dem Staube ſich bis zu dem Thron erhöhn!
Wie lange, großes Glück, wirſt du ihr Herz vergnügen†)?
Wie lange?
Mithridat hofft Rom noch zu beſiegen,
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der ſiegen will, fängt an, beſiegt zu fliehn;

*) d. i. von „zärtlicher" Empfindung, für Liebe ſehr empfänglich.
) d. i. in der Liebe bewegt. *) Geſtalt. †) d. i. befriedigen.

Rom ſetzt ihm ſiegreich nach, ſein Land wird eingenommen.
Doch ſoll das ſtolze Rom Monimen nicht bekommen;
Eh dieß der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav eröffnet ihr, was Mithridat gebot.
So, ruft ſie, raubt mir auch die Hoheit noch das Leben,
Die für entrißne Ruh mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich ungeliebt durch Reue mich gequält,
Daß ich den Niedrigſten mir nicht zum Mann erwählt?
Sie reißt den Hauptſchmuck ab, um ſtolz ſich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem*) ſich um den Hals zu ſchlingen;
Allein das ſchwache Band erfüllt ihr Wünſchen nicht,
Es reißt und weigert ſich der ſo betrübten**) Pflicht.
O, ruft ſie, Schmuck, den ich zu meiner Pein getragen,
Sogar den ſchlimmſten Dienſt willſt du mir noch verſagen?
Sie wirft ihn vor ſich hin, tritt voller Wuth darauf
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Der unſterbliche Autor.

Ein Autor ſchrieb ſehr viele Bände
Und war das Wunder ſeiner Zeit;
Der Journaliſten gütge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er ſah vor ſeinem ſanften Ende
Faſt alle Werke ſeiner Hände
Das ſechſtemal ſchon aufgelegt
Und ſich mit tiefgelehrtem Blicke
In einer ſpaniſchen Perücke
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widerſprechern ſicher
Und ſchrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entſeelt;
Und das Verzeichniß ſeiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,

*) königliche Kopfbinde, die eigentliche Bedeutung.
**) „traurig" ſagt man da jetzt.

Seite 61.

Der grüne Eſel.

Nahm an dem Lebenslauf allein
Drei Bogen und drei Seiten ein.
Man las nach dieſes Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtſamkeit;
Und ſeht, das Wunder ſeiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und ſeine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit*).
Der Mann war bloß berühmt geweſen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn geleſen.

Berühmt zu werden, iſt nicht ſchwer,
Man darf nur viel für kleine Geiſter ſchreiben;
Doch bei der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, ſeicht am Geiſt, in ſtrenger Lehrart ſchreiben.

Der grüne Eſel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tauſend Thoren zu beſchämen!
Neran, ein kluger Narr, färbt einen Eſel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gaſſen durchzuziehn;
Er zieht, und jung und alt erſcheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Eſel, zeiſiggrün, der rothe Füße hat!
Das muß die Chronik einſt den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unſrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gaſſen wimmelten von Millionen Seelen,
Man hebt die Fenſter aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Eſel ſehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Eſel gehn.

---

*) wurde nun pedantiſch trocken genannt.

Man lief die beiden ersten Tage
Dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so geräth das Kind in Schlaf.
Drei Tage waren kaum vergangen,
So war es um den Werth des armen Thiers geschehn;
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Esel mehr zu sehn;
Und so bewundernswerth er anfangs allen schien,
So dacht itzt doch kein Mensch mit einer Silb an ihn.

Ein Ding mag noch so närrisch sein,
Es sei nur neu, so nimmts den Pöbel ein:
Er sieht, und er erstaunt; kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit und denkt an ihre Pflicht;
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen oder nicht.

Der baronisirte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward nach des Vaters Tod Herr einer Million
Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm sich vor, ein großer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebietrischen Geberden
Der Großen zuversichtlich nach.
Bald wünscht er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugehn;
Bald wünscht er sich das Glück, dereinst vor einem Heere
Mit Lorbern des Eugen zu stehn.

Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Anſehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette.
Indeſſen war er doch Baron,
Und ſein Verdienſt, die Million,
Ließ ſich zu alles Volks Entzücken
In Läufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte ſich und ſein Gefolg mit Gold
Und brüſtete ſich mehr in ſeiner Staatscaroſſe,
Als die daran geſpannten Roſſe.
Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um ſeine Gnade bat
Und alles, was ſein Stolz begonnte,
Recht unverſchämt bewundern konnte,
Der kam ſogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt und ihn beſtahl
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daß er des Argus Augen hätte.
Was braucht es mehr, als Stolz und Unverſtand,
Um Millionen durchzubringen?
Unſichrer iſt kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
Den Wolluſt, Pracht und Stolz zu ihren Dienſten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bei ſeinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward ſinnreich im Verſchwenden
Und ſah in kurzer Zeit ſein Gut in fremden Händen,
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daß Eltern ihre Kinder haſſen,
Wofern ſie ihnen nichts als Reichthum hinterlaſſen.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer ſtak in Schulden
Und klagte dem Philet ſein Leid.
Herr, ſprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.

Indeſſen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.
Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier, ſpricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen,
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du biſt ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handſchrift borgen.
Ein Jahr und noch ein Jahr verſtreicht;
Kein Schiffer läßt ſich wieder ſehen.
Wie? ſollt er auch Phileten hintergehen
Und ein Betrüger ſein? Vielleicht.
Doch nein! hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr, fängt er an, erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und ſeht, hier ſind zweihundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich, nehmt ſie an;
Ihr ſeid ein gar zu wackrer Mann.
O, ſpricht Philet, ich kann mich nicht beſinnen,
Daß ich dir jemals Geld geliehn.
Hier iſt mein Rechnungsbuch, ich wills zu Rathe ziehn;
Allein ich weiß es ſchon, du ſteheſt nicht darinnen.
Der Schiffer ſieht ihn an und ſchweigt betroffen ſtill
Und kränkt ſich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft und kömmt mit voller Hand zurücke.
Hier, ſpricht er, iſt der Reſt von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt ſie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt*), ich habe keine Schulden,
Dieß Glücke dank ich euch allein;
Und wollt ihr ja recht gütig ſein,
So leiht mir wieder funfzig Gulden.
Hier, ſpricht Philet, hier iſt dein Geld;
Behalte deinen ganzen Segen:

*) zufrieden.

Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.'
Sei du mein Freund! Das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr als hundert Gulden mein,
Die sollen deinen Kindern sein.

Mensch, mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizustehen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist!

Das Schicksal.

O Mensch! was strebst du doch den Rathschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bei seiner Schickung führt?
Du siehst bei Dingen, die geschehen,
Nie das Vergangne recht und auch die Folge nicht,
Und hoffest doch den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschieht?
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen*).
Dieß siehst du freilich nicht bei allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen,
So müßtest du, was Gott ist, sein.
Begnüge dich, die Absicht zu verehren,
Die du zu sehn zu blöd am Geiste bist,
Und laß dich hier ein jüdisch Beispiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt
Und, wenn dirs grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

---

*) Beschlüssen.

Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat
Und ihn von jenem ewgen Rath,
Der unſer Schickſal lenkt, um größre Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er ſollte von den Höhen,
Worauf er ſtund, hinab ins Ebne ſehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reiſender Soldat
Stieg bei dem Quell von ſeinem Pferde
Und trank. Kaum war der Reiter fort,
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an dieſen Ort.
Er fand den Geldſack bei der Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn und entwich,
Worauf nach eben dieſer Stelle
Ein Greis gebückt an ſeinem Stabe ſchlich.
Er trank und ſetzte ſich, um auszuruhen, nieder;
Sein ſchweres Haupt ſank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Laſt vergaß.
Indeſſen kam der Reiter wieder,
Bedrohte dieſen Greis mit wildem Ungeſtüm
Und forderte ſein Geld von ihm.
Der Alte ſchwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint; der Reiter flucht und droht
Und ſticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wüthend todt.
Als Moſes dieſes ſah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannſt du inne werden,
Wie in der Welt ſich alles billig fügt;
Denn wiß: es hat der Greis, der itzt im Blute liegt,
Des Knaben Vater einſt erſchlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davon getragen.

Liſette.

Ein junges Weib, ſie hieß Liſette,
Dieß Weib lag an den Blattern blind.
Nun weiß man wohl, wie junge Weiber ſind;
Drum durft ihr Mann nicht von dem Bette,

So gern er ſie verlaſſen hätte:
Denn laßt ein Weib ſchön wie Cytheren ſein,
Wenn ſie die Blattern hat, ſo nimmt ſie nicht mehr ein.
Hier ſitzt der gute Mann zu ſeiner größten Pein
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kiſſen oft zu rechte legen
Und oft durch ein Gebet um ihre Beßrung flehn;
Und gleichwohl war ſie nicht mehr ſchön.
Ich hätt ihn mögen beten ſehn.
Der arme Mann! ich weiß ihm nicht zu rathen;
Vielleicht beſinnt er ſich und thut, was andre thaten.
Ein krankes Weib braucht eine Wärterin;
Und Lorchen ward dazu erleſen,
Weil ihr Liſettens Eigenſinn
Vor andern längſt bekannt geweſen.
Sie trat ihr Amt dienſtfertig an
Und wußte ſich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu ſchicken
Und auch in den geſunden Mann.
Sie war beſorgt, gefällig, jung und ſchön
Und alſo ganz geſchickt, mit beiden umzugehn.
Was thut man nicht, um ſich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befrein?
Der Mann ſieht Lorchen an und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es iſt dein großes Glücke,
Daß du nicht ſehen kannſt; dein Mann thut recht galant,
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen ſchon vorher gekannt
Und ſie mit Fleiß zur Wärterin ernannt.
Ja, wenn ſie bloß durch Blicke redten,
So möcht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man ſie einander küſſen ſehn.
Er kömmt und klopft ſie in den Nacken
Und kneipt ſie in die vollen Backen;
Sie wehrt ſich ganz bequem, bequem wie eine Braut,
Und findet bald für gut, ſich weiter nicht zu wehren.

Sie küſſen ſich recht zärtlich und vertraut;
Allein ſie küſſen gar zu laut.
Wie konnt es anders ſein? Liſette mußt es hören.
Sie hörts und fragt: Was ſchallt ſo hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen ſchnell,
Es iſt Ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz
Und will ſich nicht zufrieden geben.
Ach, ſpricht ſie, lieber Mann, wie redlich meints dein Herz!
O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben.

Die Verſchwiegenheit.

O Doris, wärſt du nur verſchwiegen,
So wollt ich dir etwas geſtehn,
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen —
Doch nein, ich ſchweige, ſprach Tiren.
Wie? rief die ſchöne Schäferin,
Du zweifelſt noch, ob ich verſchwiegen bin?
Du kannſt mirs ſicher offenbaren;
Ich ſchwör, es ſolls kein Menſch erfahren.
Du kennſt, verſetzt Tiren, die ſpröde Sylvia,
Die ſchüchtern vor mir floh, ſo oft ſie mich ſonſt ſah.
Ich komme gleich*) von dieſer kleinen Spröden;
Doch ach! ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär um ihre Gunſt und um mein Glück gethan,
Wenn Sylvia dereinſt erführe,
Daß — Dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre.
So liebt ſie dich? fuhr Doris fort.
Ja wohl! Doch ſage ja kein Wort!
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen
Und itzt von ihr den erſten Kuß bekommen.
Tiren, ſprach ſie zu mir, mein Herz ſei ewig dein;
Doch eines bitt ich dich, du mußt verſchwiegen ſein.

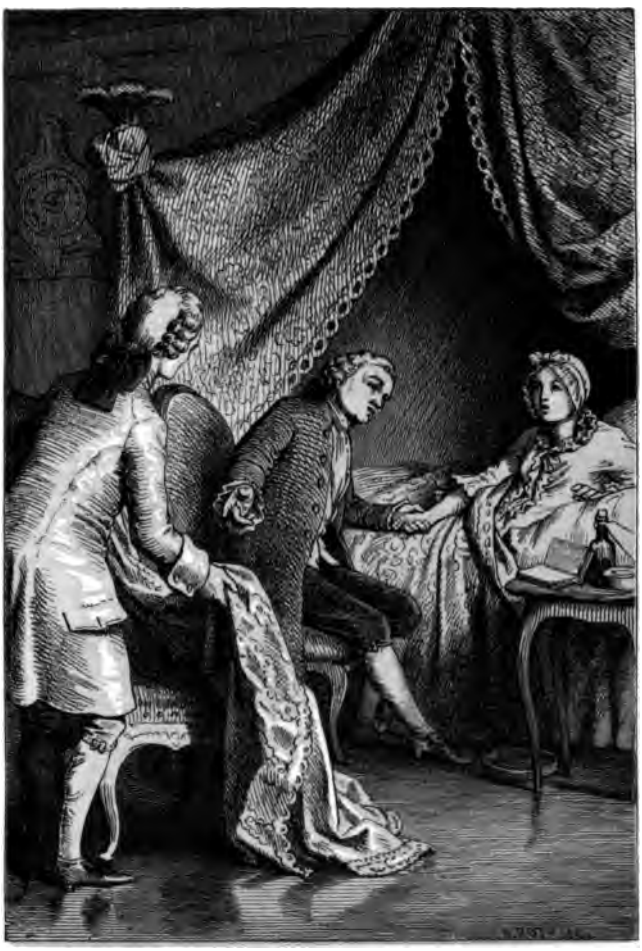
*) eben jetzt, gerade.

Daß wir uns günſtig ſind, uns treu und zärtlich küſſen,
Braucht niemand auf der Flur als ich und du zu wiſſen.
Drum bitt ich, Doris, ſchweige ja,
Sonſt flieht und haßt mich Sylvia.
Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris ſchweigen?
Ja, die Verſchwiegenheit iſt allen Schönen eigen.
Geſetzt, daß Doris auch es dem Damöt vertraut;
Was iſt es denn nun mehr? Sie ſagt es ja nicht laut!
Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand und fragt,
Was ihr ſein Freund Tiren geſagt?
Damöt! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen,
Du kennſt den ehrlichen Tiren;
Es war nichts wichtiges, ſonſt würd' ich dirs geſtehn.
Er ſagte mir — Verlang es nicht zu wiſſen;
Ich hab es ihm verſprechen müſſen,
Daß ich zeitlebens ſchweigen will.
Damöt wird traurig, ſchweiget ſtill,
Umarmt ſein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferin erſchrickt, daß ſie Damötens Kuß
So unvollkommen ſchmecken muß.
Du zürneſt, ruft ſie, mein Getreuer?
O zürne nicht, ich will es dir geſtehn:
Die ſpröde Sylvia ergiebt ſich dem Tiren
Und hat ihm itzt in ihrem Leben
Den allererſten Kuß gegeben;
Allein du mußt verſchwiegen ſein.
Damöt verſprichts. Kaum iſt Damöt allein,
So fühlt er ſchon die größte Pein,
Sein neu Geheimniß zu bewahren.
Ja! fängt Damöt zu ſingen an,
Ich will es keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küſſe nimmt und Küſſe giebt;
Du, ſtummer Buſch, nur ſollſts erfahren,
Wen Sylvia verſtohlen liebt.
Doch ach! in dieſem Buſch war unſre Sylvia,
Die ſich durch dieſes Lied beſchämt verrathen ſah,
Und eine Heimlichkeit ſo laut erfahren mußte,

Die ihrer Meinung nach nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft und ſucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach, Schäfer, ach, wie wird dirs gehn!
Mich, fängt ſie an, ſo zu betrüben!
Dich Plaudrer ſollt ich länger lieben?
Und kurz, Tiren verliert die ſchöne Schäferin
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
Ja, ſpricht Damöt, ich muß es ſelber ſagen,
Daß ich nicht wenig ſtrafbar bin;
Allein wie kannſt du mich den größten Schwätzer nennen?
Du haſt ja ſelbſt nicht ſchweigen können!

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das ſie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug ſoll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verſtehn,
Und jedes folgt, ſobald ſie nur gebietet,
Denn ſie gebot mit Zärtlichkeit.
Die Ente wackelt mit, allein nicht gar zu weit.
Sie ſieht den Teich, den ſie noch nicht geſehen;
Sie läuft hinein, ſie badet ſich.
Wie, kleines Thier! du ſchwimmſt? wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Waſſer gehen?
Wirſt du ſo jung das Schwimmen ſchon verſtehen?
Die Henne läuft mit ſtrupfichtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder
Und will ihr Kind aus der Gefahr befrein,
Setzt zehnmal an und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt ſie das Waſſer ſcheun.
Doch nichts erſchreckt den Muth der Ente;
Sie ſchwimmt beherzt in ihrem Elemente
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum ſie denn ſo ängſtlich ſchreit?



Seite 71.

Die kranke Frau.

Was dir Entſetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen.
Der kann mit Luſt zu Felde liegen,
Und dich erſchreckt der bloße Name Held.
Der ſchwimmt beherzt auf offnen Meeren,
Du zitterſt ſchon auf angebundnen Fähren
Und ſiehſt den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für deſſen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr beſtimmt,
Dem hat ſie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von ſo viel böſen Dingen,
Die uns um die Geſundheit bringen!
Doch nöthig iſts, daß man ſie kennen lernt.
Je mehr wir ſolcher Quellen wiſſen,
Woraus Gefahr und Unheil fließen,
Um deſto leichter wird das Uebel ſelbſt entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpicia, ein junges ſchönes Weib,
Gieng munter zum Beſuch, krank aber kam ſie wieder
Und fiel halb todt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? vergißt ihr Blut den Lauf?
Geſchwind löſt ihr die Schnürbruſt auf!
Geſchwind! Doch läßt ſich dieß erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!
Der arme Mann ſchwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht beſtürzt ihn dieſe Noth.
Zu früh iſts, nach der Gattin Tod
Im erſten Jahre ſich zu ſehnen.

Er ſchickt nach einem Arzt. Ein junger Aeſculap
Erſcheint ſogleich in vollem Trab
Und ſetzt ſich vor das Krankenbette,
Vor dem er ſich ſo eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein ſichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls, und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiſte nach, was ſein Receptbuch ſagt,
Und läßt, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.
Er ſchreibt. Der Diener läuft. Indeſſen ruft der Mann
Den ſo erfahrnen Arzt bei Seite
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor ſieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
Das brauch ich Ihnen nicht zu ſagen;
Sie wiſſen ſchon, es zeigt viel gutes an,
Wenn ſich die jungen Weiber klagen.“
Den Mann erfreut ein ſolcher Unterricht.
Die Nacht verſtreicht, der Trank iſt eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht;
Drum muß der zweite Doctor kommen.
Er kömmt. Geduld! nun werden wirs erfahren.
Was iſts? was fehlt der ſchönen Frau?
Der Doctor ſieht es ganz genau,
Daß ſich die Blattern offenbaren.
Sulpicia! erſt ſollſt du ſchwanger ſein?
Nun ſollſt du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte, ſchweigt und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß ſich doch betrügen.
Nein, überlaßt ſie der Natur
Und dem ihr ſo getreuen Bette;
Geſetzt, daß ſie die ſchlimmſte Krankheit hätte,
So iſt ſie nicht ſo ſchlimm, als eure Cur.
Geduld! vielleicht geneſt ſie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er ſie hundertmal, obs noch nicht beſſer iſt?
Ach ungeſtümer Mann, du nöthigſt ſie zum Sprechen;
Wie? wird ſie nicht das Reden ſchwächen?

Sie ſpricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörſt du ſchon,
Daß ſich die Schmerzen ſtets vergrößern.
Bald wird es ſich mit deiner Gattin beſſern!
Der Tod, der Tod bringt ſchon herein,
Sie von der Marter zu befrein!
Wer pocht? Es wird der Doctor ſein;
Doch nein, der Schneider kömmt und bringt ein Kleid getragen.
Sulpicia fängt an, die Augen aufzuſchlagen.
Er kömmt, ſo ſtammelt ſie, er kömmt zu rechter Zeit;
Iſt dieß vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er ſieht, ſo werd ich bald erblaſſen.
Doch hätte mich der Himmel leben laſſen,
So hätt ich mir ein ſolches Kleid beſtellt,
Von ſolchem Stoff, als er, er wirds wohl wiſſen,
Für meine Freundin machen müſſen;
Es iſt nichts ſchöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Beſuch gegeben,
So trug ſie dieſes neue Kleid;
Doch geh er nur. O kurzes Leben!
Es iſt doch alles Eitelkeit!
O faſſe dich, betrübter Mann!
Du hörſt ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verſchwinden!
Der Athem wird ſich wieder finden.
Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn;
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre
Und eilt, die Sache zu vollziehn.
Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpicia liegt noch darnieder
Und dankt ihm ſeufzend für den Gruß.
Allein wer ſagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geſchlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit!
Dieß iſt der Stoff, dieß iſt das reiche Kleid.
Allein was ſoll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.
Ach Engel, ſpricht der Mann bei ſanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,

Könnt ich dich nur gesund in diesem Schmuck erblicken.
O! fängt sie an, so krank ich bin,
So kann ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute sehn,
Wie mir das neue Kleid wird stehn.
Man bringt den Schirm, und sie verläßt das Bette,
So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Kaffee;
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Der gute Rath.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen sollte?
Freund, sprach der Greis, das weiß ich nicht;
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib bloß zum Vergnügen,
So wählet euch ein schön Gesicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib,
So dien ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch strebt ihr durch die Frau nach hohem Range,
Nun so vergeßt, daß beßre Mädchen sind,
Wählt eines großen Mannes Kind
Und untersucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib,

So wagts, um euch nach Wunsche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier schwieg der Alte lachend still.
Ach! sprach der junge Mensch, das will ich ja nicht wissen;
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen —
O! fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine nehmen.

Die beiden Mädchen.

Zwei junge Mädchen hofften beide,
Worauf? Gewiß auf einen Mann.
Denn dieß ist doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngste Schwester, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt ein rund Gesicht und eine zarte Haut,
Doch eine sehr gezwungne Miene.
So fest geschnürt sie immer gieng,
So viel sie Schmuck ins Ohr und vor den Busen hieng,
So schön sie auch ihr Haar zusammen rollte:
So ward sie doch bei alle dem,
Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.
Die andre Schwester, Caroline,
War im Gesichte nicht so zart;
Doch frei und reizend in der Miene
Und liebreich mit gelaßner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand,
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt,
Und selbst ihr Reiz schien solche zu verlangen.
Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie prahlte nicht mit theuren Kostbarkeiten.

Ein artig Band, ein frischer Strauß,
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemeßne Tracht
War Carolinens ganze Pracht.
Ein Freier kam, man wies ihm Philippinen;
Er sah sie an, erstaunt und hieß sie schön;
Allein sein Herz blieb frei, er wollte wieder gehn.
Kaum aber sah er Carolinen,
So blieb er vor Entzückung stehn.

Im Bilde dieser Frauenzimmer
Zeigt sich die Kunst und die Natur:
Die erste prahlt mit weit gesuchtem Schimmer,
Sie fesselt nicht, sie blendet nur;
Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt sich bescheiden sehn, und so gefällt sie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt ihn doch nicht überwinden.
Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
O, rief er bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!

Ach welcher Fuß! O wie geſchickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in dieſem Bilde.
Wie viele Kunſt, wie viele Pracht
Iſt in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüſtung angebracht!
Der Maler ward beſchämt gerühret*)
Und ſah den Kenner kläglich an.
Nun, ſprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So ſtrich er ſeinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So iſt es ſchon ein böſes Zeichen;
Doch wenn ſie gar des Narren Lob erhält,
So iſt es Zeit, ſie auszuſtreichen.

---

*) von Scham betroffen.

Fabeln und Erzählungen.

Zweites Buch.

Die beiden Schwalben.

Zwo Schwalben sangen um die Wette
Und sangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die eine schrie, daß sie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre sich den Preis.
Die Lerche kömmt; sie soll den Streit entscheiden,
Und beide stimmen herzhaft an.
Nun, hieß es, sprich, wer von uns beiden
Am meisterlichsten singen kann?
Das weiß ich nicht, sprach sie bescheiden
Und sah sie ganz mitleidig an
Und wollte sich nach ihrer Höhe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzuzwingen.
So, sprach sie, will ichs denn gestehn:
Die kann so gut, wie jene singen;
Doch singt, so lang ihr wollt, es singt doch keine schön.
Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen,
So kann uns eures nicht gefallen,

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
O wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Laßt keinen Streit entstehn.
Wir wollen keinen von euch kränken:
Der eine kann so gut, wie jener denken;
Doch keiner von euch denket schön.

Ihr Schwätzer! zankt nicht um die Gaben
Der geiſtlichen Beredſamkeit.
So lange wir Mosheime haben,
So ſehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr beredte Kinder ſeid.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gründlichen, o bleibt in Ruh!
Du demonſtrirſt wie er, und er ſo fein wie du;
Allein ſo lange wir Leibnitze vor uns haben,
So hört euch keine Seele zu.
O zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unſrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein ſo lange wir noch Hagedorne haben,
So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen ſeid.

Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt — mich deucht, ſie lag in Griechenland —
Drang einſt der Feind, von Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raſerei
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch ein Angſtgeſchrei
Erregten nicht der Weiber blaſſe Scharen!
Man ſtelle ſich nur vor, wenn tauſend Weiber ſchrein,
Was muß das für ein Lärmen ſein!
Ich zittre ſchon, wenn zwei nur ſchrein.
Sie liefen mit zerſtreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen ſchon, vor Angſt halb todt,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren
Und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgeſammt um ihrer Männer Leben.
So hats von tauſenden nicht eine Frau gegeben,

Die sich gewünscht, des Mannes los zu sein?
Von tausenden nicht eine? Nein.
Nun, das ist viel; da muß, bei meinem Leben!
Noch gute Zeit gewesen sein.
So hart als auch der Feldherr war,
So konnt er doch dem zauberischen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerstehen.
Denn welchen Mann, er sei auch zehnmal ein Barbar,
Weiß nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General sein mögen,
Vor dem der Weiber Schar so kläglich sich vereint;
Ich hätte wie ein Kind geweint
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben
Und jeder Frau zu ihrer Ruh
Den Mann und einen noch dazu,
Wenn sies von mir verlangt, gegeben.
Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht;
Ihr Schönen, fängt er an und spricht —
Ihr Schönen? Dieses glaub ich nicht,
Ein harter General wird nicht so liebreich sprechen!
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug, er hats gesagt. Ein alter General
Hat, dächt ich, doch wohl wissen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie sein es oder nicht, kann meine Schönen nennen.
Ihr Schönen, sprach der General,
Ich schenk euch eurer Männer Leben;
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben,
Und die ein Stück zurück behält,
Verliert den Mann vor diesem Zelt.
Wie? fiengen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß, der General war dennoch ein Tyrann.
Was halfs, daß er „ihr Schönen" sagte,
Da er die Schönen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur eine zagte,

So holten ſie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dieß noch nicht genug;
Er ließ nicht eh nach ihren Männern ſchicken,
Als bis ſie einen Eid gethan,
(Der General war ſelbſt ein Ehemann)
Bis, ſag ich, ſie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.
O welche Wolluſt! welch Entzücken!
Vergebens wünſch ichs auszudrücken,
Mit welcher Brünſtigkeit die Frau den Mann umfieng!
Mit was für ſehnſuchtsvollen Blicken
Ihr Aug an ſeinem Auge hieng!
Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben ſtehen,
Um ihren Feinden nachzuſehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
Iſt die Geſchichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth.
Sie grämten ſich und durften's doch nicht ſagen;
Wer wirds, den Eid zu brechen, wagen?
Genug, der Kummer trat ins Blut.
Sie legten ſich; drauf ſtarben in zehn Tagen,
Des Lebens müd und ſatt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böſe General!

Der ſterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Chriſtophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor ſeinem Sterben
Sah er ſich ganz betrübt nach ſeinem Chriſtoph um.
Sohn, fieng er an, mich quält ein trauriger Gedanke:
Du haſt Verſtand, wie wird dirs künftig gehn?

Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,
Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.
Der Sohn erschrak und stutzte lange.
Ach Vater, hub er an, wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?
Er? fiel der Vater ihm ins Wort,
Für Görgen ist mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort.

Der junge Dreſcher.

Dem Dreſcher, der im weichen Gras
Vor seinem Topf mit Milch und schwarzem Brote saß,
Dem wollte seine Milch nicht schmecken.
Er fieng verdrießlich an, sich in das Gras zu strecken,
Dacht ängstlich seinem Schicksal nach
Und dehnte sich dreimal und sprach:
Du bist ein schlechter Kerl, du hast kein eignes Dach
Und mußt dich Tag für Tag mit deinem Flegel plagen!
Du thätst ja gern mit deinem Schatze schön;
Allein du Narr mußt in der Scheune stehn
Und kannst nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn
Und einen Krug mit Bier und deine Mieke*) sehn.
Du bist noch jung und kannst hübsch lesen und hübsch schreiben,
Und wolltest stets ein Dreſcher bleiben?
Des Schulzen Tochter ist dir gut,
Ist reich und kann sich hübsch geberden:
So nimm sie doch. Du kannst, mein Blut**)!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden:

*) Marie. **) eine Betheuerungsformel.

Alsdann ißt du dein Stücke Fleisch in Ruh
Und trinkst dein gutes Bier dazu
Und hast gleich nach dem Pfarr die Ehre —
O wenn ich doch schon Schulze wäre!
Indem Hans noch so sprach, kam seine Schöne her.
Sie that, als käme sie nur so von ungefähr;
Allein sie kam mit Fleiß, weil sie ihn sprechen wollte
Und er verwegen sein und sie recht herzen sollte.
Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.
Hans zieht die Schöne sanft zu sich ins Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Latz, schielt öfters auf ihr Mieder,
Fast wie ein junger Herr, nur mit dem Unterscheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fieng an, sie recht verliebt zu küssen,
Bat um ihr Herz und trug ihr Herz davon
Und ward, wie viele noch auf diesem Dorfe wissen,
Des reichen Schulzen Schwiegersohn.
Kaum hatt er sie, so ward der Alte schon
Durch schnellen Tod der Welt und seinem Dorf entrissen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüßen?
Wen anders, als den Schwiegersohn?
Er eilt ins Amt, kömmt bald und freudig wieder
Und wirft sich auf die Bank als Schulz im Dorfe nieder.
So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student
Nach einem glücklichen Examen
Sich selbst vor trunkner Lust nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in seiner Schönen Namen
Nach einem tiefen Compliment
Das erstemal Herr Doctor nennt:
So wußt auch Hans vor großer Freude
Nicht, wo er Händ und Füße ließ,
Als ihn Schulmeisters Adelheide
Das erstemal Herr Schulze hieß.
Wie glücklich pries er sich in seiner Ehrenstelle!
Er aß sein Fleisch und that den Gästen oft Bescheid.
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle;
Denn welches Amt ist wohl davon befreit?

Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf sich Herr Hans verdrießlich auf die Stelle,
Auf der er sich sein Glück erfreit
Und oft gewünscht: Wenn ich doch Schulze wäre!
Ich, fieng er zu sich selber an,
Ich habe Haus und Hof und Ehre
Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.
Bald soll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red und Antwort geben;
Da fährt mich denn der Amtmann an
Und heißt mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teufliſchen Soldaten
Und fluchen mir die Ohren voll.
Bald weiß ich mir bei den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu rathen,
Die ich dem Landknecht*) ſchaffen ſoll.
Die Bauern brummen, wenn ich ſtrafe;
Und ſtraf ich nicht, ſo lachen ſie mich aus.
Sonſt ſtörte mich kein Menſch im Schlafe,
Itzt pocht mich jeder Narr heraus,
Und wenn es niemand thut, ſo hunzt die Frau mich aus.
O wäre mirs nur keine Schande,
Ich griffe nach dem erſten Stande
Und ſtürb als Dreſcher auf dem Lande.

Wer weiß, ob mancher Große nicht
Im Herzen wie der Schulze ſpricht?
Wer weiß, wie viele ſonſt zu Fuße ruhig waren,
Die itzund mißvergnügt in ſtolzen Kutſchen fahren?
Wer weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner ſchlug
Eh es der Fürſten Gunſt an einem Bande trug?
O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
Daß ihr die Ruh nicht durch den Stand gewinnt;
Lernt doch, daß die am mindſten glücklich ſind,
Die euch am meiſten glücklich ſcheinen!

---

*) Gensdarm, Amtsdiener fürs Land.

Die glückliche Ehe.

Gedankt sei es dem Gott der Ehen,
Was ich gewünscht, hab ich gesehen:
Ich sah ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bei gleicher Lieb und gleicher Treue
In kluger Ehe glücklich war.
Ein Wille lenkte hier zwo Seelen;
Was sie gewählt, pflegt er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch sie.
Ein Fall, wo andre sich betrübten,
Stört ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.
Da ihn kein Eigensinn verführte
Und sie kein eitler Stolz regierte,
So herrschte weder sie noch er.
Sie herrschten; aber bloß mit Bitten.
Sie stritten; aber wenn sie stritten,
Kam bloß ihr Streit aus Eintracht her.
So wie wir, eh wir uns vermählen,
Uns unsre Fehler klug verhehlen,
Uns falsch aus Liebe hintergehn:
So ließen sie auch in den Zeiten
Der zärtlichsten Vertraulichkeiten
Sich nie die kleinsten Fehler sehn.
Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm wie der erste sie noch ein.
Sie starben. Wann? — Wie kannst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonst würden dieß nur Fabeln sein.

Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht
Auf allen Bier- und Branntweinbänken
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Span,
Woran der andre sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an.
Und jeder wollte bloß den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.
Man rieth und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sichs denn offenbaren,
Warum sie seit so vielen Jahren
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brotneid? War ers nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht!
Allein so sang der andre nicht;
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beid im Singen zänkisch banden,
Aus dem verwahrt und dem bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß und Rach und Wuth entstanden.

Die Wächter, hör ich viele schrein,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren sein.
Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich sein!

Wißt ihr den nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Silben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweiten?

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
Wann, sprach es und fieng an, die Schenkel schön zu heben,
Wann kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wann bewundert dich die Welt?
Schweig, rief der Gaul, und laß mich ruhig pflügen;
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo würdest du den Haber kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Müßiggänger, wißt,
Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist.
Ist der, der sich und euch durch seine Händ ernährt,
Nichts bessers als Verachtung werth?
Gesetzt, du hättest beßre Sitten:
So ist der Vorzug doch nicht dein.
Denn stammtest du aus ihren Hütten,
So hättest du auch ihre Sitten,
Und was du bist, und mehr, das würden sie auch sein,
Wenn sie wie du erzogen wären.
Dich kann die Welt sehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Die Kunſt? ſprach ſie ganz höhniſch zu der Spinne;
Was iſt die Kunſt? Ich ſinn und ſinne
Und ſehe nichts als ein Gedicht*).
Was iſt ſie denn? Durch wen iſt ſie vorhanden?
Nein, dieſes Märchen glaub ich nicht.
Lern es von mir, wie dieſer Bau entſtanden:
Es kamen einſt von ungefähr
Viel Steinchen einer Art hieher
Und fiengen an, zuſammen ſich zu ſchicken.
Daraus entſtand der große hohle Stein,
In welchem wir uns beid erblicken.
Kann was begreiflicher als dieſe Meinung ſein?

Der Fliege können wir ein ſolch Syſtem vergeben;
Allein daß große Geiſter leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefähr zum Urſprung geben
Und lieber zufallsweiſe leben,
Als einen Gott zum Thron erheben:
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man ſie nicht für Narren hält.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu ſehn,
(Erzählte mir mein Freund) beſchloß ich auszugehn.
Ich gieng vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir gieng ein reicher reicher Mann,
Der ſeiner Miene nach die eingelaufnen Schulden
Nebſt dem, was er damit die Meſſe durch gewann,
Und was er, wenns ihm glücken ſollte,
Durch den Gewinſt nun noch gewinnen wollte,
In ſchweren Ziffern überſann.

---

*) d. i. hier Einbildung.

Herr Orgon gieng vor mir, (ich geb ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiß)
Er gieng; doch eh wir noch zu unserm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünsten redte.
Ach, sprach er, ach erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen,
Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich sein;
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne sein.
So sprach der Greis; allein was sprach der Reiche?
Ihr seid ein so bejahrter Mann,
Ihr seid schon eine halbe Leiche
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müßt ihr denn noch erst Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht. —
Drauf gieng der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht.
O Gott! du weißts. Mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und gieng, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
Allein er rufte mich zurück.
Ach! sprach er mit noch nassem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben,
Es ist ein gar zu großes Stück.
Ich bring euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben.
Ihr, sprach ich, sollt es alles haben;
Ich seh, daß ihrs verdient; trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?

Er ſagte mir das Haus. Ich gieng am andern Tage
Nach dieſem Greis, der mir ſo redlich ſchien,
Und that im Gehn ſchon manche Frag an ihn;
Allein indem ich nach ihm frage,
War er ſeit einer Stunde todt.
Die Mien auf ſeinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er geſtern redte.
Ein Pſalmbuch und ein wenig Brot
Lag neben ihm auf ſeinem harten Bette.
O wenn der Geizhals doch den Greis geſehen hätte,
Mit dem er ſo unchriſtlich redte,
Und der vielleicht ihn itzt bei Gott verklagt,
Daß er vor ſeinem Tod ihm einen Trunk verſagt!
So ſprach mein Freund und bat, die Müh auf mich zu nehmen
Und öffentlich den Geizhals zu beſchämen.
Wiewohl ein Mann, der ſich zu keiner Pflicht
Als für das Geld verſteht, der ſchämt ſich ewig nicht.

Calliſte.

O Leſer! ſtelle dir mit zärtlichem Gemüthe
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz ſich längſt ein edelmüthig Chor
Entzückter Jünglinge bemühte;
Die ſtell itzt deinem Geiſte dar,
Und fühl es recht, wie ſchön ſie war.
Die, deren Schickſal ich erzähle,
Calliſte, groß durch ihren Stand
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil ſie ſich nicht wohl befand,
Und weil der Doctor ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs erſten Wundarzt holen.
Er, dieſer ſo berühmte Mann,
Der ſchmachtend ingeheim Calliſtens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tauſend Freuden an.

Er kam. O wär er nie gekommen!
Er nimmt den weißen Arm und streift ihn ängstlich auf
Und forscht, von Lieh und Ahnung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf
Und streift in trunkner Angst den Arm noch vielmal auf.
Calliſtens Freundin ſieht ihn zagen
Und ſagts ihr, (heimlich ſagt ſies ihr.)
O, ſpricht ſie, laſſen Sie den Herrn nur ruhig ſchlagen,
Und ſchlüg er zweimal fehl, ſo werd ich doch nichts ſagen;
Ich weiß, er meint es gut mit mir.
Der Arzt ſprach noch: Das wollen wir nicht hoffen!
Und ſchlug und rief: O unglückſelger Schlag!
Ich habe ja den Puls getroffen!
Und taumelte, bis er danieder lag.
Sie, noch für den beſorgt, (kann man was edlers denken?)
Der ſo gefährlich ſie verletzt,
Verbot ihm oft, ſich nicht um ſie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bei allem Schmerz geſetzt.
Doch dieß war nur geringes Leiden.
Die Aerzte ſahn nunmehr die tödtliche Gefahr
Und wurden grauſam eins, den Arm ihr abzuſchneiden,
Weil ſonſten keine Rettung war:
Und ohne ſich darüber zu beklagen,
Reicht ſie den Arm, den ſchönen Arm ſchon dar
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der Schuld an dieſem Unglück war.
So ward der Schönen denn das Leben
Für den Verluſt des Arms gegeben?
So war das Leben denn für ſo viel Schmerz der Lohn?
Sieh nur den Doctor an, ſein Schrecken ſagt dirs ſchon.
Er ſieht den Brand und ſpricht mit bangem Ton:
Sie können länger nicht als noch drei Tage leben.
O Gott, wie kurz iſt dieſe Friſt!
Ihr Aerzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen iſt!
Auch hier blieb noch das große Herz gelaſſen.
So, ſprach ſie, ſterb ich denn? Wohlan! Er iſt nicht Schuld;
Er würde gern für mich erblaſſen.
Gott hats verhängt, Gott ehr ich durch Geduld
Und bin bereit, den Augenblick zu ſterben;

Seite 93.

Der Affe.

(Der Wundarzt trat indem herein,)
Sie aber, fuhr sie fort, setz ich hiemit zum Erben
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten sonst unglücklich sein.
Sie sprachs und schlief großmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
Im Bret einmal die Dame ziehn
Und sah auf jeden Platz, den sie dem Steine gaben,
Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
Als könnt er selbst die Dame ziehn.
Er legte bald sein Mißvergnügen,
Bald seinen Beifall an den Tag;
Er schüttelte den Kopf itzt bei des einen Zügen
Und billigte darauf des andern seinen Schlag.
Der eine, der gern siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn;
Der Affe stieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen sollte.
Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
Wenn dus so gut verstehst? sprach der erzürnte Knabe.
Den, jenen, oder diesen da,
Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daß er sich fragen sah,
Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja.

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob sie das, was du verstehst, verstünden,
So frage sie um Rath. Sind sie mit ihrem Ja
Bei deinen Fragen hurtig da,
So kannst du mathematisch schließen,
Daß sie nicht das Geringste wissen.

Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam,
Gieng kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämtste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mirs glauben oder nicht,
So sag ichs euch und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd.
Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir zum Exempel gehn itzunder,
Und werden keine Stunde gehn,
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn,)
Die hat dir manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt solls dort nicht gar zu richtig sein,)
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt und bricht sogleich das Bein.
Der Bub erschrak, sobald er dieß vernommen.
Ach, sprach er, lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt ich, daß er gewesen wär?
Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, itzt fällt mirs ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt ich wohl beschwören,
Daß er so groß als mancher Ochse war.
Sie giengen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt es anders sein?

Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er ſah nunmehr die richteriſche Brücke
Und fühlte ſchon den Beinbruch halb.
Ja, Vater, fieng er an, der Hund, von dem ich redte,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer, als ein Kalb.
Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dirs gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geſchwind.
Ach Vater, ſpricht er, ſeid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund geſehen;
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen,
Der Hund war nur ſo groß, wie alle Hunde ſind.

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen ſich erkühnt.
Lüg auch, und mehr als er, und ſuch ihn zu beſchämen,
So machſt du dich um ihn und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bei Hofe war —
Bei Hofe? was? bei Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieſer Ehre?
Ich wüßte nicht, was ein Poet,
Ein Menſch, der nichts vom Recht und Staat verſteht,
Was der bei Hofe nöthig wäre? —
Was ein Poet bei Hofe nöthig iſt?
Ja, Freund, du haſt wohl Recht zu fragen.
Mich ärgerts, daß Auguſt zween Dichter gern vertragen,
Die man doch itzt kaum in den Schulen lieſt.
Was iſts denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! gar nichts! Der eine macht,
Daß man bei Hofe weint, der andre, daß man lacht.
Das heißt dem Staate trefflich dienen;
Dadurch wird ja kein Groſchen eingebracht.

Doch auf die Sache ſelbſt zu kommen:
Ein Dichter, den der Hof in ſeine Gunſt genommen,
Schlief einſt bei Tag im Louvre ein. —
Wie ſo? War er berauſcht? Das kann wohl möglich ſein;
Man hat in Frankreich guten Wein,
Und Dichter ſollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund und Gönner ſein.
Ich mag die Welt nicht Lügen ſtrafen,
Drum ſag ich weder Ja noch Nein.
Gnug, der Poet war eingeſchlafen,
Und war nicht ſchön, das man wohl merken muß:
Doch gab die Königin, den Schlaf ihm zu verſüßen,
Ihm im Vorbeigehn einen Kuß.
Was, rief ein Prinz, den blaſſen Mund zu küſſen?
Blaß, ſprach die Königin, blaß iſt er, das iſt wahr;
Doch ſagt der Mann mit ſeinem blaſſen Munde
Mehr ſchönes oft in einer Stunde,
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.

Die Mißgeburt.

Frau Orgon! rief die Frau Gevatterin,
Ach wüßten Sie, wo ich geweſen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein Sie müſſen nicht erſchrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerin.
Lucinde, daß ichs kurz erzähle,
Lucinde, die ſo ſtolze Seele,
Die uns durch ihren Staat ſo oft beſchämt gemacht,
Erſchrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind (verzeih mirs Gott!) mit langen Haſenohren,
Ein recht abſcheulich Kind geboren.
Die ſtolze Frau! ich richte nicht;
Allein ich weiß, daß nichts umſonſt geſchicht.

Lucinde wünscht, daß es verschwiegen bliebe,
Ich wünsch es selbst aus Menschenliebe;
Allein die Stadt erfährts, gedenken Sie an mich.
Indeß behalten Sie die Heimlichkeit für sich.
Frau Orgon eilt von ihr erschrocken zu Dorinden,
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden
Und schmäht mit ihr die Weiber, die gern schmähn.
Wie? sollte sie Dorinden nichts erzählen?
Nein, denn sie fängt schon an sich bestens zu empfehlen.
Warum muß der Besuch so bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil beide sich von nichts zu reden schämen.
Deswegen? Nein, das glaub ich nicht.
Wie sollten dieß sich Weiber übel nehmen,
Da mancher große Mann, gelehrt von Angesicht,
Oft Tage lang von nichts mit großen Männern spricht?
So ist Frau Orgon schon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht sie fort.
Doch seht, sie kehrt sich um: Frau Schwester, noch ein Wort,
Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
Ob Sie — Lucinde — Wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott vergieb mir meine Sünde,
Nichts von der Mißgeburt der kostbaren*) Lucinde,
Mit welcher sie die Welt beschwert?
Hier sieht man recht die göttlichen Gerichte!
Ein Kind mit härichtem Gesichte,
Das einem Hasen gleicht, und einem Pferdefuß,
Bedenken Sie, wie das erschrecklich lassen muß!
Allein Lucinde wills verhehlen;
Drum sagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es ist ein Sohn.
Dorinde sagts ihr zu. Und doch soll mirs nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, so bald sie kann, erzählen,
Weil jene sie zu schweigen bat.
Sie thut es so getreu, als es Frau Orgon that.
Erst hat das Kind nur Hasenohren,
Frau Orgon schenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;

*) eingebildet, sich zierend, das franz. précieux.

Allein Doriuden iſts noch viel zu ſchön geboren,
Und weil ſie was verbeſſern muß,
Thut ſie dem Kinde den Gefallen
Und macht ihm noch an beide Hände Krallen.
Eh noch der Nachmittag verſtrich,
Ließ das Geheimniß ſich auf allen Gaſſen hören.
Die alten Mütter kreuzten ſich
Und ſuchten ſchon recht mütterlich
Durch dieſes Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Menſch, der nicht mit einem Ach
Von dieſem Wechſelbalge ſprach.
Die Knaben ſtritten ſelbſt mit blutigem Geſichte
Schon für die Wahrheit der Geſchichte.
Sobald als dieß der Magiſtrat erfuhr,
Schickt er den Phyſicus zu dieſer Creatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anſtatt den Wechſelbalg zu finden,
Fand er ein wohlgeſtaltes Kind,
An dem die Ohren größer waren,
Als ſie bei andern Kindern ſind.
Das war die Mißgeburt, der man ſo mitgefahren*).

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünſcht ſeiſt du, gemeine Sage!
Die ſchnell mit dem, was ſie zu wiſſen kriegt,
Geheimnißvoll in alle Häuſer fliegt
Und, wenn ſies dreimal ſagt, von neuem dreimal lügt.
Ein giftig Weib, was kann die nicht erzählen,
Zumal, wenn es der armen Freundin gilt!
Ein giftig Weib — Doch nein, ich mag nicht ſchmählen,
Mich ſchreckt die Redekunſt, mit der ſie andre ſchilt.

---

*) mitgeſpielt.

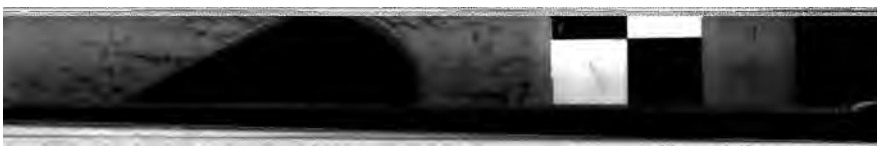
Die Ente.

Die Ente ſchwamm auf einer Pfütze
Und ſah am Rande Gänſe gehn
Und konnt aus angebornem Witze
Der Spötterei unmöglich widerſtehn.
Sie hob den Hals empor und lachte dreimal laut
Und ſah um ſich, ſo wie ein Witzling um ſich ſchaut,
Der einen Einfall hat und mit Geſchrei und Lachen
So glücklich iſt, ihm Luft zu machen.
Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb ſtehn.
Was, ſprach ſie, haſt du uns zu ſagen?
„Ach nichts! Ich hab euch zugeſehn,
Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
Wie lange tanzt ihr ſchon? Das wollt ich euch nur fragen.“
Das, ſprach die Gans, will ich dir gerne ſagen;
Allein du mußt mit mir ſpazieren gehn.

Ihr Kleinen, die ihr ſtets ſo gern auf Größre ſchmähet,
An ihnen tauſend Fehler ſehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt, —
Glaubt, daß an euch der Sumpf, in dem ihr euch ſo blähet,
Dieſelben Fehler auch verſteckt;
Und ſollen ſie der Welt, wie euch, unſichtbar bleiben,
So laßt euch nichts daraus vertreiben!

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um andre klug zu machen,
Das Amt des Albernen gewählt:
Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?
Till Eulenſpiegel zog einmal
Mit andern über Berg und Thal.



So oft als sie zu einem Berge kamen,
Gieng Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
Warum, fieng einer an, gehst du bergan so froh?
Bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till, nun so.
Wenn ich den Berg hinunter gehe,
So denk ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
Allein wenn ich berganwärts gehe,
So denk ich an das Thal, das folgt, und faß ein Herz.

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern so klug wie Eulenspiegel sein,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Cleant.

Cleant, ein lieber Advocat,
Der, wie es ihm nach seinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch seinen Witz los processirte,
Half, weil man ihn um seinen Beistand bat,
Die Unschuld zweener Diebe retten
Und brachte sie, weil er geschickt verfuhr,
Bald von der Marter*) zu dem Schwur
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da sieht mans nun,
Wie man der Welt kann Unrecht thun!

---

*) Tortur, peinliche Befragung.

Seite 100.

Cleant.

Denn wär er nicht so treu die Sache durchgegangen,
So hätte man das arme Paar,
Das seiner That fast überwiesen war,
In aller Unschuld aufgehangen.
Itzt waren sie nun beide frei
Und dankten ihrem Advocaten
Auf ihren Knien für seine Treu
Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten*),
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
Noch einen Beutel mit Ducaten
Und schwuren ihm bei ihrer Ehrlichkeit,
Wenn beßre Zeiten kommen sollten,
Daß sie für diesen Dienst, durch den er sie befreit,
Ihn reichlicher belohnen wollten.
Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie sahn nun, daß sie nicht nach Hause kommen könnten;
Drum gab der Advokat den redlichen Clienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
Weil sie so gut bezahlet hatten.
Dieß kam den Herren gut zu Statten;
Denn sie bedienten sich der Nacht
Und knebelten den lieben Wirth im Bette
Und stahlen das, was sie gebracht,
Und suchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte.
Drauf giengen sie zu ihm vors Bette
Und nahmen höflich gute Nacht.

Der Wuchrer.

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beschwur es oft, allein durch Gottes Segen.

*) „machten," ausmachten, betrugen.

Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hospital für arme Fromme baun.
Indem er nun den Bau zu Stande brachte
Und vor dem Hause stund und heimlich überdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte,
Gieng ein verschmitzter Freund vorbei.
Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieser Freund das Haus bewundern sollte,
Fragt ihn mit freudigem Geschrei,
Obs groß genug für Arme sei?
Warum nicht? sprach der Freund, hier können viel Personen
Recht sehr bequem beisammen sein;
Doch sollen alle die hier wohnen,
Die ihr habt arm gemacht: so ist es viel zu klein.

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten,
Der Tod der Mücke heischt mein Lied;
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene starb und die verschied.
Sie setzte sich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein,
Entschloß sich, that drei gute Züge
Und sank vor Lust ins Glas hinein.
Die Mücke sah die Freundin liegen;
Dieß Grabmal, sprach sie, will ich scheun.
Am Lichte will ich mich vergnügen
Und nicht an einem Becher Wein.
Allein verblendet von dem Scheine,
Gieng sie der Lust zu eifrig nach,
Verbrannte sich die kleinen Beine
Und starb nach einem kurzen Ach.

Ihr, die ihr, euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen selbst verdarbt,
Ruht wohl, und laßt zu euren Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.

Amynt.

Amynt, der sich in großer Noth befand
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch diesesmal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen
Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
Der Reiche gieng des Armen Bitten ein;
Denn gleich aufs erste Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erst Thränen zu vergießen;
Er ließ ihn lange trostlos stehn
Und oft um Gottes willen flehn
Und zweimal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf.
Und fuhr ihn (denn dafür war er ein reicher Mann)
Bei jeder Post gebietrisch schnaubend an.
Dann fieng er an sich zu entschließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs Procent zehn Thaler vorzuschießen,
Und dieß Procent zog er gleich ab.
Indem daß noch der Reiche zählte,
So trat sein Handwerksmann herein
Und bat, weils ihm an Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig sein
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
Ihr kriegt itzt nichts! fuhr ihn der Schuldherr an;

Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholten malen,
Ihm die paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
„Ein Schelm? dieß wäre mir nicht lieb.
Ich werde gehn und Sie verklagen;
Amynt dort hats gehört.“ — Und eilends gieng der Mann.
Amynt! fieng drauf der Wuchrer an,
Wenn sie euch vor Gerichte fragen,
So könnt ihr ja mir zu Gefallen sagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar sein
Und euch statt zehn gleich zwanzig Thaler leihn.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Dieß würde mir ein ewger Vorwurf sein.
Kurz, wollet ihr mich nicht als Zeuge kränken,
So will ich euch die zwanzig Thaler schenken;
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.
Herr, sprach Amynt, ich habe seit zween Tagen
Für meine Kinder nicht satt Brot.
Sie werden über Hunger klagen,
So bald sie mich nur wieder sehn;
Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu sein.

Herodes und Herodias.

Freund, wer Ein Laster liebt, der liebt die Laster alle;
Wer Ein Gesetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.

O! sprichst du, welche Sittenlehre
Giebt euch der Geist der Schwermuth ein!
Gesetzt, daß ich der Wollust dienstbar wäre,
Werd ich deswegen wohl der Mordsucht eigen sein?
Ich glaub es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn;
Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Die Hurerei sei kein Verbrechen,
Wird, wenns dein Vortheil nur begehrt,
Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen.
Auf einmal wird man nie der größte Böſewicht;
Allein den Grund dazu kann man auf einmal legen.
Verletze nur mit Vorsatz Eine Pflicht,
So hast du schon das schreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchst du den Gesetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
Doch darfst du Ein Gebot verletzen,
So schwächst du ja den Grund, auf dem sie alle stehn:
Was kann sich dir denn widersetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?
O merk es doch, noch unschuldsvolle Jugend!
Ich bitte dich, o merk es dir!
Es giebt nicht mehr als Eine Tugend
Und als Ein Laster neben ihr.
Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heilgen Pflichten
Dich in und außer dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenschaft,
Dein Herz ist doch nicht tugendhaft.
So oft dus wagst, nur eins von den Gesetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorsatz zu verletzen:
So schwächst du aller Tugend Kraft
Und bist bei hundert guten Thaten,
Die Hoffnung oder Furcht, Ruhm und Natur dir rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig lasterhaft.
O Jugend! faß doch diese Lehren,
Itzt ist dein Herz geschickt dazu.

Dem kleinſten Laſter vorzuwehren*),
Die Tugend ewig zu verehren,
Sei niemand eifriger, als du!
Durch ſie ſteigſt du zum göttlichen Geſchlechte,
Und ohne ſie ſind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erſt des Lebens Anmuth ſchön.
Sie wird bei widrigem Geſchicke
Dich über dein Geſchick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmliſcher Geſtalt zu deiner Seite ſtehn
Und in die Welt der ſelgen Herrlichkeiten
Den Geiſt, weil ſie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geiſtern ſein,
Die ſich ſchon auf dein Glück und deinen Umgang freun.
O Menſch! iſt dir dieß Glück zu klein,
Um ſtrenge gegen dich zu ſein?
Nunmehr mag uns ein wahres Beiſpiel lehren,
Wie alle Laſter ſich von Einem Laſter nähren.

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu, mit dem ſie ſich vermählt,
Und hieng an ſeines Bruders Seite
Der Neigung nach, die auch ein Heide ſcheute,
Und die der Hof, der gern mit Worten ſpielt,
Für Zärtlichkeit und nicht für Unzucht hielt.
Doch laßt die Schmeichler knechtiſch ſprechen.
Johannes kömmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laſter ſtrahlt. Er ſieht es und ſpricht kühn:
Du haſt des Bruders Weib; dieß, Fürſt, iſt ein Verbrechen!
So redt ein Mann, aus dem der Geiſt der Tugend ſpricht.
Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig.
Er fürchtet Gott mehr als den König

---

*) vorzubeugen.

Und hält den Muth für seine größte Pflicht,
Wenn er zu dessen Ehre spricht,
Von dem mit uns die Könige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.
So dreist sprach Zacharia Sohn;
Allein der Kerker ward sein Lohn.
Ein Widerruf könnt ihn daraus erretten;
Doch nein, ein Tugendfreund liegt lieber frei an Ketten,
Als sklavisch um der Fürsten Thron.
So frei indeß Johannes auch gesprochen,
So blieb er doch dem Fürsten werth.
Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,,
Wird durch ein Herz gereizt*), das Gott und Tugend ehrt;
Ein heimliches Gefühl heißt ihn dieß Herz noch lieben
Und sich, daß ers nicht hat noch hassen kann, betrüben.
Und also scheint der Fürst noch tugendhaft zu sein,
So sehr ihn auch sein Laster eingenommen.
Wenn er unzüchtig ist, ist er drum grausam? Nein!
Doch laßt nur einen Umstand kommen,
So wird ers doch aus Wollust sein.
Kein Laster herrscht jemals allein,
Und du begiengst vielleicht wie er das größte,
Wärst du zum größten nicht zu klein.
Der Fürstin Tochter tanzt an einem Freudenfeste.
Der Hof bewundert sie. Herodes wird entzückt
Und fühlt, indem er sie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut itzt deinem Glücke,
Und bitte, was du willst; für meine Lieb und dich
Ist nichts zu groß und nichts zu königlich."
Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias und fragt: Was soll ich bitten?
„Bitt um des Täufers trotzig Haupt."
O Gott! wer hätte das geglaubt?
Ist für ein weiches Herz und für verbuhlte Blicke
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?

*) angezogen.

Ein Weib, das ſonſt die kleinſten Schmerzen ſcheut,
Findt, da die Wolluſt ihr gebeut,
Selbſt Wolluſt in der Grauſamkeit?
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?
Herodes hört den Wunſch, erſchrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürſtenſtolz weiſt ihn auf ſein Verſprechen.
Hats nicht der Hof gehört? Biſt du nicht Herr und Fürſt?
Wird ſich Herodias nicht gleich durch Kaltſinn rächen,
Wofern du nicht den Wunſch erfüllen wirſt?
Gebeut, ſprach ſeine Brunſt, und eilig willigt er
In dieſes grauſame Vergnügen.
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüſſel her.

Hier ſiehſt du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
In Einem Laſter alle ſiegen!

Der Freigeiſt.

Ihr, die ihr nach der Tugend ſtrebet,
Ihr, die ihr dem gehorſam ſeid,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freigeiſt lacht euch aus, daß ihr ſo ſklaviſch lebet.
Was ſucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Iſts möglich, ſich ſo zu betrügen?
Um euch vergnügt zu ſehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr ſucht die Ruh und findt ſie in der Laſt,
Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt.
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle faſt.
Die Freiheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frei zu ſein, ſich erſt an Ketten binden.
Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finſtern Köpfen macht;
Folgt der Natur, genießt, was ſie euch ſchenket;
Sucht nichts, als was ihr wünſcht; flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frei und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Thoren Acht.

Der Pöbel iſt der größte Hauf auf Erden,
Von dieſem reißt euch los. Er weiß nicht, was er glaubt,
Hält ſeinen Trieb für unerlaubt
Und ſieht nicht, daß er ſich ſein Glück aus Milzſucht raubt;
Sonſt würd er nicht ſo abergläubiſch werden.
Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was viele glauben, glaubet nicht.
Sie glauben es aus Trägheit, nichts zu prüfen;
Doch ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
Was iſt die Schrift? Was lehret ſie?
Ein traurig Leben, reich an Müh,
Und Räthſel, die wir aufzuſchließen
Erſt der Vernunft entſagen müſſen.
Was iſt das mächtige Gewiſſen?
Ein Ding, das die Erziehung ſchafft,
Ein heilig Erbtheil aller Blöden;
Doch die, die wiſſen, was ſie reden,
Empfinden nichts von ſeiner Kraft.
Folgt der Natur. Sie ruft; was kann ſie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen ſollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht
Und ſchuf den Himmel und die Hölle.
Setzt die Vernunft an ihre Stelle:
Was ſeht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein! ein weibiſches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindiſches Geſchwätze.
Was jeden ruhig macht, iſt jedes ſein Geſetze;
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.
Dieß war der Witz, mit dem in ſeinem Leben
Ein Freigeiſt ſein Syſtem erwies,
Die Tugend von dem Throne ſtieß,
Um nur ſein Laſter drauf zu heben.
Sein böſes Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze ſtarb, war oft des Frechen Spott.
Sein Ende kam; und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erſchüttert.
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn ſchon zu verſchlingen ſuchte,

Zerstörte das System tollkühner Sicherheit.
Und der, der sonst mit seinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerstehn gewagt,
Fieng an, der Magd geduldig zuzuhören,
Und ließ von seiner frommen Magd,
Zu der er tausendmal „du christlich Thier" gesagt,
Sich widerlegen und bekehren.

So stark sind eines Freigeists Lehren!

Das Vermächtniß.

Oront, der in der Welt das große Glück erlebt,
Das Fürsten oft den Hirten lassen müssen,
Das Glück, von einem Freund sich treu geliebt zu wissen, —
Oront, der sich dieß Glück, so arm er war, erstrebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt sah aus verschiednen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,
Eröffnete dem Kranken die Gefahr
Und hieß ihn bald sein Haus bestellen.
Oront, der sich nunmehr dem Irdischen entziehn
Und frei im Geist den Tod erwarten wollte,
Bat, daß man seinen Freund ihm eiligst rufen sollte.
Sein Freund, sein Pylades, erschien.
Ach! sprach Oront nach zärtlichem Umfassen,
Ich sterb, und was mir Gott verliehn,
Will ich, mein Freund, dir hinterlassen:
Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
Und meine Frau, sie zu ernähren;
Denn du verdienst, daß sie dir angehören.

Die Gutthat.

Wie rühmlich ists, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten sein
Und lieber minder sich ergetzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!
Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
Nun, sprach sie, hab ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu.
Sie sprachs. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus
Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.
Sie ward durchdrungen von Erbarmen
Und fühlte recht des Armen Noth.
Sie weinte, gieng und gab dem Armen
Ein großes Stück verschimmelt Brot.

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht, inständig an,
Daß er sein Glück ihm machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathsstuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittschrift dar.
Der Gönner las sie durch und las sie mit Vergnügen.
Es kränkt mich, fieng er an, und nahm ihn bei der Hand,
Daß ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb und ehre den Verstand;
Sie sollen dieses Amt vor allen andern kriegen.
Er sprach darauf mit ihm, und was der Jüngling sprach,
Verrieth den besten Geist, geschaffen zum Studiren,
Zum größten Amte nicht zu schwach
Und werth, die andern zu regieren.

Ach! sprach der Gönner ganz erfreut,
Nun kenn ich Sie, das Amt ist Ihre;
Und in der größten Freundlichkeit
Gieng er mit ihm bis vor die Thüre.
Hier bot der Jüngling ihm ein großes Goldstück an,
Um sichrer noch zu gehn. Nein, sprach der wackre Mann,
Nunmehr soll dieses Amt nicht Ihre;
Denn wer Geschenke giebt, nimmt sie auch wieder an;
Ihr Herz ist schlecht. Hier griff er nach der Thüre.

Die schlauen Mädchen.

Zwei Mädchen brachten ihre Tage
Bei einer alten Base zu.
Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh.
Kaum krähte noch der Hahn bei frühem Tage,
So rief sie schon: Steht auf, ihr Mädchen, es ist spät,
Der Hahn hat schon zweimal gekräht.
Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hätten,
(Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt)
Die wanden sich in ihren weichen Betten
Und schwuren dem verdammten Hahn
Den Tod und thaten ihm, da sie die Zeit ersahn,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an.
Ich habs gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geschöpf so leicht entfliehn;
Und ihren Zorn sich zuzuziehn,
Ist leider eine leichte Sache.
Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt.
Die Mädchen thaten fremd und schalten
Auf den, der diesen Mord gethan,

Seite 112.

Die ſchlauen Mädchen.

Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.
Allein was halfs den schlauen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr.
Die Base, die sie sonst nicht eh im Schlafe störte,
Als bis sie ihren Haushahn hörte,
Wußt in der Nacht itzt nicht, um welche Zeit es wär;
Allein weil es ihr Alter mit sich brachte,
Daß sie um Mitternacht erwachte,
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die, später aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

Wärst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszustehn,
So würdest du dich nicht so oft genöthigt sehn,
Die größern Uebel zu ertragen.

Epictet.

Verlangst du ein zufriednes Herz,
So lern die Kunst, dich stoisch zu besiegen,
Und glaube fest, daß deine Sinnen trügen.
„Der Schmerz ist in der That kein Schmerz,
Und das Vergnügen kein Vergnügen;"
So bald du dieses glaubst, so nimmt kein Glück dich ein,
Und du wirst in der größten Pein
Noch allemal zufrieden sein.
Das, sprichst du, kann ich schwer verstehen.
Ist auch die stolze Weisheit wahr?
Du sollst es gleich bewiesen sehen;
Denn Epictet stellt dir ein Beispiel dar.
Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einst sein Herr mit einem starken Stabe
Zweimal sehr heftig auf das Bein.

Herr, ſprach der Philoſoph, ich bitt ihn, laß ers ſein,
Denn ſonſt zerſchlägt er mir das Bein.
Gut, weil ich dirs noch nicht zerſchlagen habe,
So ſoll es, rief der Herr, denn gleich zerſchlagen ſein.
Und drauf zerſchlug er ihm das Bein.
Doch Epictet, anſtatt ſich zu beklagen,
Fieng ruhig an: Da ſieht ers nun!
Hab ichs ihm nicht geſagt, er würde mirs zerſchlagen?

Dieß, Menſch, kann Zenons Weisheit*) thun!
Beſiege die Natur durch dieſe ſtarken Gründe,
Und willſt du ſtets zufrieden ſein,
So bilde dir erhaben ein,
Luſt ſei nicht Luſt und Pein nicht Pein.
Allein, ſprichſt du, wenn ich das Gegentheil empfinde,
Wie kann ich dieſer Meinung ſein?
Das weiß ich ſelber nicht; indeſſen klingts doch fein.
Trotz der Natur ſich ſtets gelaſſen ſein.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienſt beſaß,
Als daß er vornehm trank und aß
Und ſein Geſchlecht zu rühmen nie vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt er wirklich große Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da ſtünde, wo ſein Chriſtoph ſteht,
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält deſto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreiſter ſich ſein Herz trotz ſeinem Stolz erkühnt
Und ihm oft ſagt, daß er ſie nicht verdient.

*) die ſtoiſche Philoſophie

In eben dieſer Stadt, in der der Große wohnte,
War ein Poet, der die Verdienſte pries,
Die Tugend durch ſein Lied belohnte.
Und durch ſein Lied unſterblich werden hieß;
Den bat Elpin, ihn zu beſingen.
Sie können, ſprach der große Mann,
Durch meinen Namen ſich zugleich in Anſehn bringen.
Mein Herr, rief der Poet, es geht unmöglich an.
Ich hab aus Eigenſinn einſt ein Gelübd gethan,
Nur das Verdienſt und nie den Namen zu beſingen.

Das Hoſpital.

Elmire war zur Witwe worden
Und nahm ſich vor, nicht mehr zu frein.
Allein ſie war noch jung; was macht man ganz allein?
Ich dächte doch, ſie könnte wieder frein.
Der Witwenſtand iſt ein betrübter Orden!
Elmire ſahs und ſchritt zur zweiten Wahl.
Allein ſie war das erſtemal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider ſind die Zeiten ſo betrübt,
Daß es viel böſe Männer giebt.
Elmire that daher ein feierlich Gelübd,
Indem ſie ſich zur zweiten Ehe ſchickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hoſpital für fromme Männer baun;
Denn ſie war reich. Und kurz, ſie ließ ſich wieder traun.
O welche Luſt erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebſter Mann!
Fromm wie ein Kind, gefällig wie die Freude,
Und der auf nichts als ihr Vergnügen ſann.
Wie hätte ſie ſich ihn denn beſſer wünſchen mögen?
Sie ließ geſchwind den Grund zum Hoſpitale legen.
Vier Wochen ſtrichen hin. Nun war der Grund gelegt,
Und bald wird man das erſte Stockwerk ſehen;

Doch nein, Elmire kömmt und heißt, vom Zorn bewegt,
Die Maurer aus einander gehen.
Wie! sollt es nicht mehr gut in ihrer Ehe stehen?
Das kann nicht möglich sein, sie sind ja kaum getraut!
Nun kurz und gut, es ward nicht fortgebaut;
Und ungefähr nach einem halben Jahre
Lag dieser Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!
Die Frau schwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu frein;
Und doch war sie nach zwei und funfzig Wochen
(Der Bau muß ja vollendet sein!)
Bereits das drittemal versprochen.
O das war erst ein würdiger Gemahl!
Verständig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigensinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo jener wild befahl;
Die Blicke seiner Frau erfüllt er als Befehle.
Kurz, beide waren recht ein Herz und eine Seele.
Die gute Frau! ich gönn ihr diesen Mann.
Allein sie wollte doch nicht trauen;
Sie fieng nicht gleich, wie ehmals, an zu bauen.
Ich lobe sie darum und hätt es selbst gethan;
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man so leicht zweimal sich irren kann.
Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch so liebenswerth,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein seufzend Ja sein zärtlich Herz erklärt.
Der Bau wird fortgesetzt. Ich seh Elmiren kommen;
Wie freundlich sieht sie dießmal aus!
„Ach Meister, fördert doch das Haus!
Warum habt ihrs denn angenommen?
Ich geb euch ja das Geld voraus;
Laßt doch noch mehr Gesellen kommen."
Ei das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun;
Das muß ein rechter Ehmann sein!
Die Maurer fördern sich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erste Stockwerk stehn;

Und nun läßt sich Elmire wieder sehn.
Man sieht's ihr an, sie hat etwas zu sagen;
Vielleicht sah sie die Maurer müßig stehn?
Denn leider pflegts so her zu gehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas versehn?
Das sollte mich doch selbst verdrießen.
Itzt öffnet sie den Mund; nun wird sichs zeigen müssen.
Ach, fängt sie heftig an zu schrein,
Hört auf, und reißt den Plunder ein!
Ich lasse keinen Stein mehr tragen;
Wofür verbaut ich denn mein Geld?
Für Männer, die die Weiber plagen?
Denn andre giebts nicht auf der Welt.
Die böse Frau! Man sollte sie verklagen

Der betrübte Witwer.

In Poitou, (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt)
In Poitou ließ einst ein Mann sein Weib begraben.
Allein man merk es wohl, man ist in Poitou;
Da geht es, wenn sie Leichen haben,
So prächtig, wie bei uns, nicht zu.
Man kleidet sie geschwind mit leinen Sterberöcken
Und trägt den Sarg, ohn ihn erst zuzudecken,
An den für ihn bestimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg itzt fort.
Doch was geschieht, indem sie ihn so tragen?
Der Leichenweg gieng dicht an einer Hecke hin;
Hier ritzt ein Dorn die todte Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt sie an, die Augen aufzuschlagen,
Und ruft: Wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, deucht mich, hör ich viele fragen:

Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,
Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl gewesen sein?
Das letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als sieben Jahren
Büßt sie zum zweitenmal ihr junges Leben ein.
Der Mann gab ihr von neuem das Geleite
Und gieng gesetzt an seiner Gattin Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein so bald er nur die Hecke wieder sah,
So wies er erst, wie viel sein Herz empfände.
Er rang mit Thränen beide Hände.
Ach, rief er aus, da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah!

Der Tartarfürst.

Ein Tartarfürst, von dem man in Geschichten preist,
Daß er als Prinz Europa durchgereist,
Befahl, weil er sein Volk galanter machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind selbst stillen sollte.
Die wilden Damen lachten nur;
Sie nährten nach wie vor ihr Kind mit ihren Brüsten
Und glaubten, daß sie der Natur
Und ihren Müttern folgen müßten.
Der Chan fieng an, sich zu entrüsten,
Gab ein sehr scharf Mandat und schwur,
Daß jede Frau vom Stande sterben sollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil sie sich gezwungen sahn,
So nahmen sie denn Ammen an.
Allein sie konnten sich des Triebs nicht lang erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Brust zu nähren.
Die meisten fiengen an, dem Chan den Tod zu schwören.

Einſt als der Tartarfürſt ſich ganz allein befand,
Kam mit dem Degen in der Hand
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt
Und ſprach, von edlem Grimm entbrannt:
Hör auf, mein Kind mir abzubringen,
Sonſt bin ich hier, dich umzubringen.
Ich ſäug es ſelbſt und ſäug es mir zur Luſt;
Deswegen hab ich dieſe Bruſt.
In dieſer Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürſt, kein Thier beſchämen.
Der gute Tartarfürſt erſchrak
Und unterließ, um nicht ſein Leben zu verlieren,
Den europäiſchen Geſchmack
In ſeinen Horden einzuführen.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der ſich des Oheims Gunſt empfohlen.
Bekam von ihm zweihundert Stück Piſtolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.
Er ließ nach einger Zeit ſich wieder vor ihm ſehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm redte,
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
Hier, ſprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab ich meine ganze Caſſe;
An den zweihunderten fehlt nicht ein einzig Stück.
Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld und warf es auf die Gaſſe.
Lernt, Prinz, fieng drauf der Oheim an,
Die Kunſt, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er vielen dienen kann.

Das neue Ehepaar.

Nach so viel bittern Hindernissen,
Nach soviel ängstlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müssen,
Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genießen,
Das, wenns ein Lohn der Tugend ist,
Sie durch Beständigkeit zehnfach verdienet hatten.
Sie, die sich, hart bedroht, als Liebende geküßt,
Die küßten sich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem sie neidscher Feinde List
Und strenger Eltern Zorn liebreich besänftigt hatten.
Wer war nach langer Jahre Müh
Nun glücklicher als er und sie?
Denn was man liebt, geliebt*) besitzen können,
In einem treuen Arm sich seines Lebens freun,
Ist, Menschen, dieß kein Glück zu nennen,
So muß gar keins auf Erden sein.
Hier wett ich wohl, daß mancher heimlich spricht:
Der gute Mensch versteht es nicht;
Denn wär die Lieb ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erlesnes Weib in meinen Armen liegt?
Ist sie nicht reich und schön? doch bin ich nicht vergnügt**).
Ich glaub es, lieber Freund; allein sich so vermählen,
Wie viele thun, das heißt nicht lieben, nein!
Das heißt, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hause sein.
Ein unverhofftes Glück begegnet unsern beiden.
Wie weinen sie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann soll itzt auf kurze Zeit
Von seiner theuren Gattin scheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingesetzet hat.
Von heißen Lippen losgerissen,
Und doch entbrannt, sich länger noch zu küssen,

*) wiedergeliebt. **) d. i. zufrieden.

Sprach eines, was das andre sprach,
Dem andern immer stammelnd nach,
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach.
Er stieg nunmehr ins Schiff, (wie oft sah er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer stehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke
Noch lange schmachtend nachzusehn.
O Himmel! hör ich sie noch an dem Ufer flehn,
Bring meinen Mann gesund zurücke.
Das Schiff bringt ihn an seinen Ort.
Er schreibt mit jeder Post: Bald, Doris, werd ich kommen
Kaum hat er auch sein Gut noch in Besitz genommen,
So eilt er schon zu Schiffe wieder fort
Und schreibt, damit sie nichts von seiner Ankunft wüßte,
Daß wider sein gegebnes Wort
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh er sie wiedersäh und küßte.
Die junge Frau, die, wenn die Sonn entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hause schlich
Und gern am Ufer sich verweilte,
Gieng itzund an der Freundin Hand,
Mit der sie stets ihr Herze theilte,
An den ihr angenehmen Strand.
Sie redten. Und wovon? Erräthst du dieß noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend wartet, spricht,
So bist du auch nicht werth, den Inhalt zu erfahren.
Nein, nein, verschweig es, mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris Wünsche waren!
Das Herz wird dem, der liebt, sie selber offenbaren,
Und für die andern schreib ich nicht.
Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach
Von ihres Gatten Ankunft redte
Und von dem Gastgebote sprach,
Das sie sich ausgesonnen hätte;
Indem sie noch von ihrer Erbschaft redte
Und, wenn sie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe störte
Und den, der sie im Testament bedacht,
Mit dankerfüllten Thränen ehrte;

Indem sie zum voraus die Armen speisen ließ
Und mütterlich den Waisen sich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte
Und den Gefangnen Hülfe schickte;
Indem sie dieß im Geist von ihrer Erbschaft that
Und in ihr Glück vertieft ans Ufer näher trat:
Fieng ihre Freundin an: Was schwimmt dort auf dem Meere?
Ein Kästchen! Wie, wenns voll Juwelen wäre?
Ach Doris! wäre das nicht schön?
Allein ich sag es dir, ich habs zuerst gesehn,
Und kömmt es an den Strand geschwommen,
So ist das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirst ja bald nieder kommen,
Und das versteht sich schon, ich muß Gevatter sein,
Dann bind ich dir drei Schnuren Perlen ein.
Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
Es nähert sich, fieng jene wieder an;
Doch wie erschraken sie, als sie zu ihrem Schmerze
Fern einen Leichnam schwimmen sahn.
Wer weiß, sprach Doris, welcher schon
Die Thränen in den Augen stunden,
Wer weiß, ist der, der hier sein Grab gefunden,
Nicht grauer Eltern einzger Sohn?
Wer weiß, mit welcher trunknen Freude
Itzt die verlebten alten beide
Ihn zu empfangen fertig stehn
Und sich im Geist erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die sie für ihn erwählt und treulich für ihn hüten?
Gott geb es nicht, daß sie den Anblick sehn!
Wer weiß, ward nicht durch seinen Tod
Der treusten Frau ein lieber Mann entrissen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Noth
In Armuth wird beweinen müssen?
Wer weiß, wie vielmal er bethränt,
Eh er noch starb, das arme Weib erwähnt!
Doch, Freundin, komm von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger Zittern darf.
Dieß sagte sie und gieng, als eben eine Welle
Den Todten an das Ufer warf.

Die Freundin ſah ihn an und ſchrie mit Ungeſtüm:
Mein Vetter! und fiel neben ihm.
Auf dieß Geſchrei kam Doris wieder,
Der lieben Freundin beizuſtehn.
Ach Doris, ach! was wirſt du ſehn?
Sie ſieht und fällt auf ihren Gatten nieder
Und ſtirbt an ſeiner ſtarren Bruſt.
Indeß erwacht die Freundin wieder
Und zeigt der Nachbarſchaft den doppelten Verluſt.
Hier bebte der, den man nie zittern ſehn,
Und dem, der nie geweint, floß Wehmuth vom Geſichte,
Und niemand fragte, was geſchehn.
Der Anblick ſelbſt erzählte die Geſchichte.

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigſte Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit,
Und ſchmeckt das Glück, um andre ſich zu quälen.
Laßt uns die Unſchuld oft im größten Unglück ſehn,
Und leidet mit bei fremden Schmerzen;
Dieß Mitleid heiligt unſre Herzen
Und heißt die Menſchenlieb in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück ſelber ſchön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen ſollte,
Entſchloß ſich, daß er da ſich niederlaſſen wollte.
Dort, ſprach er oft, ſei dir dein Glück beſchert!
Er nahm die Reiſe vor und ſah ſchon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fieng unſer Jüngling an,
Daß ich die Stadt ſchon ſehen kann.
Allein der Berg iſt ſteil; o wär er ſchon erſtiegen!

Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling ins Gesichte.
O, dacht er, weil ich doch sehr lange steigen muß,
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen.
Er aß und fand die Frucht vortrefflich vom Geschmack
Und füllte seinen Reisesack.
Er stieg den Berg hinan und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
O Freund! rief einer von den Höhen,
Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen.
Der Berg ist steil, und mühsam jeder Schritt;
Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obst, das du zu dir genommen,
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
Steig leer, und steig beherzt, und gieb dir alle Müh;
Denn unser Glück verdienet sie.
Er stieg und sah empor, wie weit er steigen müßte.
Ach Himmel! ach es war noch weit.
Er ruht und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh versüßte.
Er sah bald in das Thal und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er sinnt. Ja ja, er mag es überlegen.
Steig, sagt ihm sein Verstand, bemüh dich um dein Glück!
Nein, sprach sein Herz, kehr in das Thal zurück;
Du steigst sonst über dein Vermögen.
Ruh etwas aus, und iß dich satt,
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!
Dieß that er auch. Er pflegte sich im Thale,
Entschloß sich oft zu gehn und schien sich stets zu matt.
Das erste Hinderniß galt auch die andern male;
Kurz, er vergaß sein Glück und kam nie in die Stadt.

Dem Jüngling gleichen viele Christen.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt
Und sehn darauf nach ihren Lüsten
Und nehmen ihre Lüste mit.

Beſchwert mit dieſen Hinderniſſen,
Weicht bald ihr träger Geiſt zurück,
Und auf ein ſinnlich Glück befliſſen,
Vergeſſen ſie die Müh um ein unendlich Glück.

Eraſt.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben,
Als einen Vetter hinterließ,
Der reicher war als er und keinem Guts erwies,
Dorant beſchloß bei ſeinem Sterben,
An ſeines Vetters Statt Eraſten zu erfreun
Und ſetzte dieſen Freund, ders würdig war, zum Erben
Von zwanzig tauſend Thalern ein.
Der Vetter, der die Stadt recht giftig überredte,
Als ob Eraſt, der ſo rechtſchaffne Mann,
Das Teſtament erſchlichen hätte,
Fieng einen Streit um dieß Vermögen an
Und lief, von Neid und Geiz durchdrungen,
Mit ſchrecklichen Beſchuldigungen
Und mit Geſchenken vor Gericht;
Allein ſo oft auch die das Recht erzwungen,
So ſiegten ſie doch dießmal nicht.
Eraſt gewann. Doch dich, ſpricht er, zu überführen,
Ob ich das Teſtament mit Liſt an mich gebracht:
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Hälfte ſchenk ich dir, um dich zu widerlegen;
Zwei tauſend Thaler ſollen mein,
Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geſchenk für arme Waiſen ſein.
Verdien ich noch den ſchrecklichen Verdacht,
Daß ich das Teſtament mit Liſt an mich gebracht?

Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Muth recht aus den Augen sahn,
Gieng, stolz auf sich und seinen Mann,
Und stieß (wie leicht ist nicht ein falscher Schritt gethan!)
Vor großem Feuer einmal an.
Ein träger Esel sahs und lachte:
Wer, sprach er, würd es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh den ganzen Tag und stoß an keinen Stein.
Schweig, rief das Pferd, du bist zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein.

Cotill.

Cotill, der, wie es vielen geht,
Nicht wußte, was er machen sollte,
Und doch nicht müßig bleiben wollte —
Denn müßig gehn, wenn mans nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man denken sollte, —
Cotill gieng also vor die Stadt
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er gieng und schlug im Gehen oft ein Rad.
O, schrie man, seht den jungen Laffen,
Der den Verstand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füßen;
Ihr Kinder, zischt den Narren aus!
Allein Cotill ließ sich dieß alles nicht verdrießen.
Kurz, es gefiel ihm so, er gieng vors Thor hinaus;
Man mochte, was man wollte, sagen,
Er fuhr doch fort, im Gehn sein Rad zu schlagen.
Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
Fieng endlich einer an zu fluchen.
Ich möcht es doch bald selbst versuchen!
Er sagt es kaum, als ers schon that.

Seite 127.

Der beherzte Entſchluß.

Nun, sprach er, seh ich wohl, wie viel man Vortheil hat.
Es ist ganz hübsch um so ein Rad,
Denn man erspart sich viele Schritte;
Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat.
Den Tag darauf kam schon der dritte
Und that es nach. Die Zahl vermehrte sich.
In kurzem sprach man schon gelinder;
Man fragte stark nach dem Erfinder
Und lobt ihn endlich öffentlich.

Nimm alles vor, es sei so toll es will;
Heiß anfangs närrisch, wie Cotill:
Dein Beifall ist drum nicht verloren.
Sei nur beherzt, und spare keinen Fleiß!
Ein Thor findt allemal noch einen größern Thoren,
Der seinen Werth zu schätzen weiß.

Der beherzte Entschluß.

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat?)
Im Trunke seinen Wirth erschlagen,
Ward itzt hinausgeführt, für seine Missethat
Den Lohn durchs Schwert davon zu tragen.
Er sah wohl aus, und wer ihn sah,
Bedauerte sein schmählich Ende
Und wünschte, daß er noch beim König Gnade fände.
Besonders gieng sein schweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fühlte sie die Triebe
Des Mitleids und der Menschenliebe
Und fühlte sie nur mehr, je mehr sie auf ihn sah.
„Ach Himmel! ists nicht ewig schade?
Der schöne lange Mensch! Was für ein fein Gesicht

Und was für Augen hat er nicht!
Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wade!
Die Straf ist in der That zu groß.
Wer kann sich denn im Trunke zähmen?
Ich bitt ihn frei; ich will ihn nehmen."
Sie lief und schrie und bat ihn los,
Indem Johann schon nieder kniete.
Johann, fieng drauf der Richter an,
Es findet sich ein redliches Gemüthe,
Dieß Weibsbild hier verlanget dich zum Mann,
Und wenn du sie verlangst, so schenk ich dir das Leben.
Johann erschrak und sah die Jungfer an;
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
Ja, sprach er, euer Dienst ist groß;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen;
Ich sehs euch an! Was will ich lange wählen?
Haut zu! so komm ich doch der Qual auf einmal los.

Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studirte
Und, wie die Eltern ganz wohl sahn,
Was großes schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.
Der Alte war von Herzen froh
Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heilgen Lorberkränzen
Der Dichtkunst und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O, hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an,
Ich habe sie fast alle durchgelesen;

Allein — Nun gut, sprach der gelehrte Mann,
Sind sie nach seinem Sinn gewesen,
So muß er sie noch zweimal lesen;
Doch sind sie ihm nicht gut genug gewesen,
So sag ers ja den Klugen nicht;
Denn sonst errathen sie, woran es ihm gebricht,
Und heißen ihn die Zeitung lesen.

Das junge Mädchen.

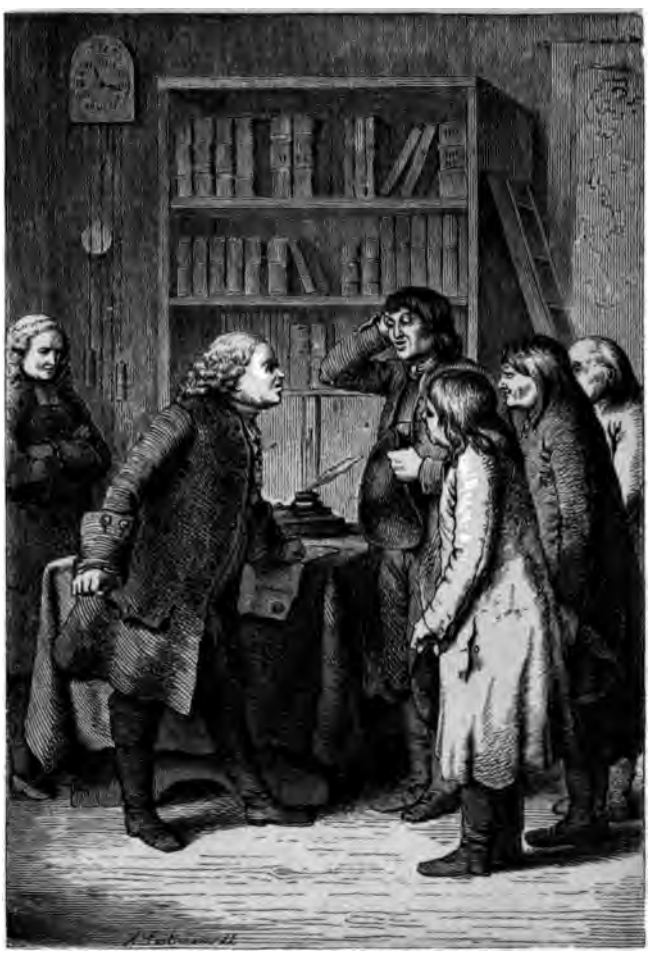
Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um seine Tochter an.
Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bei ihm zu Tische bleiben sollte.
Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellt,
Erräth die Sache bald. Was? fängt sie an zu schließen,
Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behält,
Was bringt doch der? Ich solls nicht wissen;
Allein umsonst bückt er sich nicht so tief vor mir.
Ist auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?
Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
Und wagt es bei dem Glase Wein,
Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen.
Mein Herr, fiel ihm der Vater ein.
O denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre;
Mein Kind kann wirklich noch nicht frein,
Sie ist zu jung, sie ist erst vierzehn Jahre.
Indem er dieß noch sprach, trat Fiekchen selbst herein
Und trug ein Essen auf. Was? fieng sie an zu schrein,
Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
Ich sollt erst vierzehn Jahre sein?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.
„Ließ sie der Vater denn nicht frein?"
Das weiß ich nicht; doch nein, ich wills nur sagen:

Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl selbst junge Mädchen sein;
Die zu beruhigen, will ichs aufrichtig sagen:
Der Vater schämte sich und ließ die Tochter frein.

Die beiden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten*) Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht, weil gleich**) ihr Informator schlief,
Geriethen beid an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
Ach Bruder, sprach der kleine Bube,
Was meinst du, ist das Loch wohl tief?
Ich hätte Lust — „Was? Lust, hinein zu springen?
Du mußt doch ausgelassen***) sein.
Versuch es nicht und spring hinein,
Du könntest dich ums Leben bringen.
Wir können uns ja sonst noch wohl erfreun,
Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden
Und kindisch Schnee und Eis durchwaten.
Und kömmst du drauf zum Vater naß hinein,
So hast dus da erst auszubaden."
Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich ersaufen?"
Und kurz und gut, er sprang hinein
Und ließ sichs wohl in seiner Grube sein.
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen,
So sprang der Philosoph so gut wie er hinein.

*) „traurig." **) gerade, eben.
***) außer dir, nicht recht bei dir.



Seite 131.

Die Bauern und der Amtmann.

Dieß ist die Kunst der strengen Moralisten.
Bekannt mit dem System und von Grundsätzen voll,
Beweisen sie das, was man lassen soll,
So froh, als ob sie nichts von den Begierden wüßten.
Sie sind von bessern Thon*) als wir,
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse;
Uns Armen ist die Thorheit süße,
Doch ihnen ekelt nur dafür.
Wir lassen sie, wenn wir sie unternehmen,
Aus gutem Herzen andern sehn
Und denken nicht daran, daß wir uns so vergehn.
Sie aber, die gelehrt sich aller Thorheit schämen,
Begehn die That, die sie uns übel nehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.

Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Candidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe seine Probe;
Allein so gut er sie gethan,
So stund er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann,
Der hatte recht auf seinen Text studiret
Und Gottes Wort, wie sichs gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich ausschändiret
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.
„Herr Amtmann, wie gesagt, erstatt er nur Bericht,
Wir mögen diesen Herrn nicht haben."

*) Stoff.

So sagt doch nur, warum denn nicht?
„Er hörts ja wohl, er hat nicht solche Gaben,
Wie der verstorbne Herr.“
Der Amtmann widerspricht,
Der Suprindent ermahnt; umsonst, sie hören nicht.
Man mag Amphion sein und Fels und Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.
Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt.
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert!
Man öffnet den Befehl, und seht, der Landsherr wollte,
Daß man dem Candidat das Priesterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweisen sollte.
Der Suprindent fieng an die Bauern zu erbaun
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.
Herr Doctor! fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
Wozu soll diese Sanftmuth dienen?
Ihr Richter, Schöppen, und so fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochsen, die ihr alle seid!
Euch Flegeln geb ich den Bescheid,
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagts, wollt ihr, oder nicht? denn itzt sind wir noch da.
Die Bauern lächelten. Ach ja, Herr Amtmann, ja!

Der Freier.

Ein Freier bat einst einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.
Ich will dir zwei, versetzte jener, sagen;
Dann wähle die, die sich für dich zu schicken scheint.
Die erste hat nebst einem Ritterstze
Ein recht bezauberndes Gesicht,

Liebt den Geſchmack, ſpricht mit dem feinſten Witze
Und ſchreibt die Sprachen, die ſie ſpricht.
Sie ſpielt den Flügel ſchön und kann vortrefflich ſingen
Und malet ſo geſchickt, als es die Kunſt begehrt,
Und in der Wirthſchaft ſelbſt giebt ſie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth.
Allein bei aller Kunſt und allen ihren Gaben
Hat ſie kein gutes Herz.
Die andre ſieht nicht ſchön,
Wird wenig im Vermögen haben
Und von den Künſten nichts, die jene kann, verſtehn;
Doch bei Verſtand und einem ſtillen Reize,
Der, ohne daß ſies ſieht, gefällt,
Beſitzt ſie, frei von Stolz und Geize,
Das beſte Herze von der Welt.
Was thätſt du wohl, wenn dich die erſte haben wollte?
Ach, fieng der Freier an, wenn dieß geſchehen ſollte,
So ſpräch ich zu der erſten Nein,
Um dadurch bald der andern werth zu ſein.

Emil.

Emil, der ſeit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bei ſeinen Büchern lebte
Und mehr nach der Geſchicklichkeit
Zu einem Amt, als nach dem Amte ſtrebte,
Ward einſt von einem Freund gefragt,
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt ſo rühmlich von ihm redte,
Und mancher ſich vor ihm ſchon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Theil von ſeinen Gaben hätte?
Ich, ſprach Emil, will lieber, daß man fragt,
Warum man mich doch ohn ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt, warum man mir ein Amt gegeben.

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken ſah,
Wollt auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb ſteif vor dem Sehrohr ſtehn
Und ſah begierig nach den Sternen;
Allein er konnte nicht viel ſehn.
Was heißt es denn, ſprach drauf der Knabe,
Daß ich faſt nichts erkennen kann?
Ha ha, nun fällt mirs ein, was ich vergeſſen habe;
Mein Vater fängt es anders an,
Er blinzt zuweilen zu, das hab ich nicht gethan.
O bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weiß ich, was ich thu;
Und hurtig hielt er ſich die Augen beide zu
Und ſah durchs Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! was ſah er denn? Das alles, was du ſiehſt,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich ſehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehſt.

Der Lügner.

Ihr Meiſter in der Kunſt zu lügen,
Rühmt euren Witz, ſchlau zu betrügen;
So viel ihr uns davon erzählt,
So wett ich doch, daß euch die rechte Liſt noch fehlt.
Ein ſchlechter Menſch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug ſtreitig machen.

In London ſaß ein böſer Bube
Nebſt einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerſtube
Und that auf ſeinen Leib dem einen ein Gebot*).

*) Es iſt in London der Gebrauch, daß die Aerzte den verurtheilten Miſſethätern ihren Leib abkaufen. (Anm. des Verf.)

Doch Niklas ſchwur, daß ihn der Teufel holen ſollte,
Eh er für dieſen Preis dem Arzt ſich laſſen wollte.
Herr, ſchrie der andre Delinquent,
Sagt, wie ihr um den Kerl ſo lange handeln könnt?
Laßt ſeinen magern Leib den Raben.
Seht, wie geſund ich bin, wie fett! Ihr ſollt mich haben.
Und wißt ihr, was ihr geben ſollt?
Ich will es billig mit euch machen:
Drei Gulden. Bin ich todt, ſo ſchneidet, wie ihr wollt,
Ich will von keinem Schnitt erwachen.
Kaum hatt er noch das Geld empfangen,
So rief der witzge Delinquent:
Gelogen! Herr, ſeht zu, wie ihr mich kriegen könnt!
Ich werd in Ketten aufgehangen.

Die Frau und der Geiſt.

Vordem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geiſter dann und wann erſchienen,
Ließ ſich ein Geiſt in einer weißen Tracht
Vor einer Frau im Bette ſehen
Und hieß ſie freundlich mit ſich gehen
Und gieng mit ihr auf einen wüſten Platz.
Frau, ſprach der Geiſt, hier liegt ein großer Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab und wirf es auf den Platz,
Und morgen um die zwölfte Stunde
Komm her, dann findeſt du ein Licht,
Dem grabe nach, doch rede nicht;
Denn geht ein Wort aus deinem Munde,
So wird der Schatz verſchwunden ſein.
Die Frau fand zur geſetzten Stunde
Die Nacht darauf ſich mit dem Grabſcheid ein.
Nun, die muß recht beherzt geweſen ſein!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und ſollt ich zwanzig Schätze heben.

Wer stünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht ist keines Menschen Freund;
Und wenns der Geist recht ehrlich mit mir meint,
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.
Der Frau verschlug das nichts; sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau, spricht sie bei sich selbst, bei Leibe sprich kein Wort,
Sonst rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was sie sich vorgenommen.
Sie schweigt und gräbt getrost. — Ha, ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen;
Hier liegt der Schatz, das dacht ich wohl.
O seht, ein großer Topf von lauter Golde voll!
O wenn sie doch dasmal nicht redte
Und zu dem schweren Topf gleich einen Träger hätte!
Ist denn ihr Geist nicht etwan auf dem Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
Ach! rief sie schnell, ich muß mich schämen,
Sie zu bemühn — Weg war der Schatz!

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel stehn;
Denn alles kann man fast den Schönen,
Nur nicht den Trieb, sich selber gern zu sehn
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dieß ist der Ton, aus dem die Männer schmähn;
Doch, Mädchen, bleibet nur vor euren Spiegeln stehn!
Ich laß es herzlich gern geschehn.
Was wolltet ihr auch sonst wohl machen?
Beständig tändeln, ewig lachen
Und stets nach den Verehrern sehn?
Das wäre ja nicht auszustehn!
Genug, das schöne Kind, von der ich erst erzählte,
Bespiegelte sich oft und musterte das Haar
Und besserte, wo nicht das mindste fehlte.

Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah sie am Spiegel stehn und schmählte.
„Habt ihr euch noch nicht satt gesehn?
Ich geb es zu, ihr seid sehr schön;
Doch sein Gesicht die ganze Zeit besehn,
Verräth ein gar zu eitles Wesen.“
Herr Autor, sprach sie, der ihr seid,
Hebt mit mir auf; denn sich gern selber lesen
Und gern im Spiegel sehn, ist beides Eitelkeit.

Alceſt.

Alceſt, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er ſich nicht zu dem Laſter ſchickte,
Noch ſich vor reichen Thoren bückte,
Bei Fleiß und Kunſt ſich elend ſah,
Stund neulich traurig auf. Freund, geht dir dieß nicht nah,
Daß viele Kluge darben müſſen,
Bloß weil ſie mehr als andre wiſſen
Und, zu Betrug und Liſt zu blind,
Zu groß zu Prahlerei und Wind,
Nicht knechtiſch gnug zu Schmeichlern ſind?
O Freund, bedaure doch Alceſten,
Ihn, den itzt ſchwere Sorgen preßten;
Ihn, der von einem Buch beſchämt zum andern ſchlich
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der ſich laut durch manchen Troſtgrund lehrte
Und doch ſein Herz viel lauter ſeufzen hörte;
Der herzhaft zu ſich ſelber ſprach:
Gott lebt, Gott herrſcht und hört dein Ach;
Er hört, ſo groß er iſt, der jungen Raben Flehen,
Drum iſt er nicht zu groß, auch dir mit beizuſtehen;
Und der, indem er dieſes ſprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dirs künftig gehen?
Der beſte Troſtgrund blieb noch ſchwach;
Denn welch bekümmert Herz beſiegt man gleich mit Gründen?

Es fühlt der ſtarken Gründe Kraft
Und flieht zurück in ſeine Leidenſchaft,
Um jener Macht nicht zu empfinden.
Alceſt beſchloß zu ſeinem Freund zu gehn,
Den er zween Tage nicht geſehn.
Er, ſprach er, iſt es werth, und fieng ſchon an zu gehn,
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir ſpricht,
Wird die Geduld, die ſonſt ſo ſchwere Pflicht,
Mir lange ſo beſchwerlich nicht.
Er eilt mit ſehnſuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der ſonſt ſchleicht,
In Hoffnung ſchneller geht und hoffend ſeine Schmerzen
Nicht fühlt, noch merkt, wie ſehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.
In dieſem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfangen,
Tritt er ins Haus und eilt die Treppe ſchnell hinauf.
Der Vorſaal wimmelte von Leuten;
Alceſt erſchrickt. „Gott, was ſoll das bedeuten?“
Er tritt herein, und ſeht, man bahrt den Damon auf!
Er kehrte von dem todten Freunde
Nach einem letzten Kuß zurück.
Die Sorgen, ſeiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
Was, ſprach er, will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod ſo bald entſeelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu ſterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleiſch erhält,
Wird mir, ſo viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu ſein, der Tugend nachzuſtreben,
Dieß ſei mein Kummer auf der Welt.

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche,
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonst führt ichs meinen Lesern an)
Aus dem ich mich Raths zu erholen suche,
Wenn ich selbst nichts erfinden kann, —
Aus diesem alten deutschen Buche,
Das mir schon manchen Dienst gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.
Als ich einmal, so fängt mein Autor an
Nach seiner Weise zu erzählen,
In einer Kirche saß, so fiel mir jähling ein:
Wer mag von so viel tausend Seelen,
Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmste Seele sein?
In den Gedanken schlief ich ein
Und sah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeist stehen.
Du, sprach er, wünschest dir das frömmste Herz zu sehen?
Und rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an.
Mir kam, so bald er dieß gethan,
Ein sanfter, kalter Schauer an,
Und plötzlich sah ich mich in heil'gem Glanze stehen.
Fang an, sprach er, die Kirche durchzugehen:
Der, den dein Glanz so rührt, daß er dich dreimal küßt,
Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist.
Ich gieng, um es recht bald zu wissen,
In dem empfangnen Glanz hart vor der Sacristei
Einmal und noch einmal vorbei,
Weil es mir schien, als wollte man mich küssen.
Ich wartete noch eine gute Frist
Und ward einmal, allein ganz kalt geküßt.
Ich gieng darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmsten Mienen fand,
Und alles schien sich aufzuhellen.
Man lächelte, man that galant
Und küßte mir zur Noth die Hand.
Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Gesichtern, voll von Ernst und tiefer Weisheit, sehn.

Ich blieb ein feines Weilchen ſtehn:
Sie ſahn mich an und machten eine Miene,
Als ob ſie ſich an mir ſchon ſatt geſehn;
Und ungeküßt mußt ich von dannen gehn.
Ich ſtellte mich nun vor die niedern Stände.
Hier warfen mir viel weiße Hände
Da einen Kuß, dort einen zu.
Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach, gutes Herz! wo wohneſt du?
Allein man wollt es nicht, mich zu umarmen, wagen,
Und ich gieng ganz betrübt auf meinen Schutzgeiſt zu,
Mein traurig Schickſal ihm zu klagen.
Indem daß ich noch durch die Halle ſchlich,
Sah mich in einem ſchlechten Kleide
Ein liebes Mädchen an, und ſeht, ſie küßte mich
Mit einer plötzlichen und unſchuldsvollen Freude;
Und eh ich noch von ihr den dritten Kuß erhielt,
So fühlt ich ſchon die ſelgen Triebe
Der Redlichkeit und Menſchenliebe
So ſtark in mir, als ich ſie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte.
Beſitzt das beſte Herz? Ich rief es und erwachte.

Der Polyhiſtor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müſſen*),
Es mag uns noch ſo ſehr verdrießen,
An jenem Fluß kam einſt ein hochgelehrter Mann,
Beſtäubt von ſeinen Büchern, an
Und eilte zu des Charons Kahn.
Willkommen! fieng der Fährmann an,
Indem er ſich aufs Ruder lehnte
Und bei dem Wort Willkommen! herzlich gähnte,

*) der Styx, die Grenze der Unterwelt.

Wer seid ihr denn, mein lieber Mann?
Ein Polyhistor, sprach der Schatten,
Für den die Schulen Ehrfurcht hatten.
Indem er noch vor Charons Kahn
Von seinen Sprachen sprach, von nichts als Stümpern redte
Und von Quartanten schrie, die er geschrieben hätte,
Kam noch ein andrer Schatten an
Mit einer demuthsvollen Miene.
„Und wer seid ihr? auch ein gelehrter Mann?"
Ich zweifle sehr, sprach er, ob ich den Ruhm verdiene.
Ich habe nichts als mich studirt,
Nichts als mein Herz, das mich so oft verführt,
Deß Tiefe sucht ich zu ergründen,
Um meine Ruh und andrer Ruh zu finden;
Allein so viel ich immer nachgedacht,
Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht:
So hab ichs doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen.
Der Polyhistor hörts und lacht
Und eilt, um in den Kahn zu allererst zu steigen.
Zurück! rief Charon ziemlich hart,
Ich muß zuerst den Klugen überfahren,
Kaum einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten eurer Art,
Die stolze Polyhistors waren,
Hab ich mich schon bald lahm gefahren.

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fühlten.
Die Knaben, die im Thale spielten,
Die spielten fort und hörten nicht.

Indem ließ ſich der Kukuk luſtig hören,
Und der erhielt ein freudig Ach.
Die Knaben lachten laut und machten ihm zu Ehren
Das ſchöne Kukuk zehnmal nach.
Hörſt du? ſprach er zu Philomelen,
Den Herren fall ich recht ins Ohr.
Ich denk, es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.
Drauf kam Damöt mit ſeiner Schöne.
Der Kukuk ſchrie ſein Lied; ſie giengen ſtolz vorbei.
Nun ſang die Meiſterin der zauberiſchen Töne
Vor dem Damöt und ſeiner Schöne
In einer ſanften Melodei.
Sie fühlten die Gewalt der Lieder.
Damöt ſteht ſtill, und Phyllis ſetzt ſich nieder
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
O, rief die Nachtigall, da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen ſingt.
Der Ausbruch einer ſtummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beifall bringt.

Fabeln und Erzählungen.

Drittes Buch.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, sprach er, und mein Ehegatte,
Wir übergeben ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ er sie treulich an;
Er siehts, es sind zwei muntre Knaben,
Und freilich wird er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich sein.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben,
Dieß laß er sie fein fleißig treiben,
Und präg er ihnen ja das Christenthum wohl ein.
Ich kanns ihm nicht so recht beschreiben;
Allein er wird mich wohl verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn:
Dieß macht bei aller Welt gelitten
Und ist vor Gott im Himmel schön;
Erfüll er also meine Bitten!
Hier geb ich ihm zwei Stübchen ein,
Und was er braucht, das soll zu seinen Diensten sein.
Der Lehrer fand ein Herz bei seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben!

Wohl mancher, der im Krug so gern Mandate lieſt,
Trüg itzt verdient als Staatsmann seinen Orden;
Wohl mancher, der bei einem Bauernzwiſt,
Verſehn mit Kühnheit und mit Liſt,
Aus Ehrgeiz gern der Führer iſt,
Wär einſt ein größrer Mann geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht biſt.

Der junge Mann, geſchickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich ſeine Pflichten;
Und dieß gefiel dem Bauer ſehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören,
Als obs die Pflicht der Väter wär.

Nun war ein Jahr vorbei. Herr, ſprach der gute Bauer,
Was ſoll für ſeine Mühe ſein?
„Ich fordre dreißig Thaler.“ Nein,
Nein, fiel der Alte hitzig ein,
Sein Informatordienſt iſt ſauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beinah ſo viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das beſorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen ihn*) ja durch ihr ganzes Leben;
Nein, lieber Herr, das geht nicht an,
So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will ihm mehr, ich will ihm hundert Thaler geben
Und mich dazu von Herzen gern verſtehn,
Ihm jährlich dieſen Lohn anſehnlich zu erhöhn.
Geſetzt, ich müßt ein Gut verpfänden;
Auch das. Iſts denn ein Bubenſtück?
Viel beſſer, ich verpfänds zu meiner Kinder Glück,
Als daß ſies, reich und laſterhaft, verſchwenden.

Hat dieß ſich wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub es auf mein Wort.
Ich wollte dir ſogar den Ort,
Wo dieſer Bauer wohnt, und ſeinen Namen ſagen;

---

*) haben Nutzen von ihm.

Allein dieß wär für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruß vom Edelmanne haben,
Weil der für sein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreißig Gülden giebt.

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren
Erschienen einst vor Charons Kahn
Zwo Jungfern in den besten Jahren
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, sonst ein finstrer Mann,
Sah seine Schönen freundlich an:
Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?
Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
Vor kurzem kam ein hübscher Jüngling an;
Du da in deinen schwarzen Haaren,
War dieses etwa dein Galan?
Ich möcht es bald aus deinen Augen lesen.
Und du dort, lächelndes Gesicht,
Nicht wahr, ihr seid verliebt gewesen?
Gesteht mirs, eher fahr ich nicht.
Mein Herr, was will er mit der Liebe?
Fiel ihm Elmire hitzig ein;
Kann man denn ohne diese Triebe
Kein schön und glücklich Mädchen sein?
Was? Ich verliebt? Er irrt sich. Nein,
Ich kann es ihm durch einen Eid versichern,
Daß ich bei meinem hohen Stand,
Dank seis der Tugend und den Büchern,
Die Liebe nicht gewünscht, noch weniger gekannt.
Und kurz, was brauch ich mehr zu sagen,
Da ich die Liebe stets verschmäht:
Verschon er mich mit solchen Fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr versteht.

Ich, ſprach ſie, wills aufrichtig ſagen,
Ich ſchäme mich der ſüßen Schwachheit nicht.
Mein Schäfer war, wie man in unſrer Sprache ſpricht,
Mein größter Wunſch, und ich ſein Glück und ſein Gedicht.
Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küſſen
Und that, als wollte michs verdrießen;
Doch in der That verdroß michs nicht.
Ich zürnte, wenn er zärtlich redte,
Und hätte doch geweint, wenn er geſchwiegen hätte.
Ich ſchalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe ſchrieb
Und meinen Reiz in Liedern übertrieb;
Im Herzen aber war mirs lieb.
Ich ließ mich oft von ihm nachläſſig überſchleichen
Und floh geſchwind und ließ im Weichen
Geſchickt ihm Zeit, mich zu erreichen.
So hab ich unſchuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
Ein zärtlich Herz mit ihm getheilt.
Gut, fieng der Fährmann an, gleich wird ſichs offenbaren,
Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt.
So bald ich meinen Kahn bewegt,
So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,
Mit Ungeſtüm vom Kopfe fahren.
Kommt, Kinder, kommt, damit wirs ſehn!
Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren;
Allein Selinde ließ ihn ſtehn.

Hans Nord.

Ein Mann, der ſich auf vielerlei verſtund,
That durch den Druck in London kund,
Daß er ein ſeltnes Kunſtſtück wüßte,
Und lud auf ſein erbaut Gerüſte
Den künftgen Tag die Bürger ein,
Ließ einen engen Krug und ſich in Kupfer ſtechen.
In dieſen Krug, war ſein Verſprechen,
Kriech ich, Hans Nord, mit Kopf und Bein

Um zehn Uhr durch den Hals hinein;
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen sein.
Nun gieng das Blatt durch alle Gassen.
„In einen Krug? Was? rast der Mann?
Das soll er mir wohl bleiben lassen.
Mit einem Wort, es geht nicht an,
Der dümmste Kopf muß das verstehen;
Allein acht Groschen wag ich dran.
Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich sehen!"
Kurz, einer riß den andern fort.
Dem Pöbel folgten schon Caroſſen um die Wette,
Worin der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Physik bewiesen, daß Hans Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Gesetzt auch, wandte Lady ein,
Gesetzt, dieß könnte möglich sein,
So wird doch stets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? —
Doch unser Kutscher schläft ganz ein;
Fahrt zu, Johann! itzt wird es neune schlagen.
Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort
Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
„Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?"
Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hans Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die sich, von Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt
Vor seine Bühne drängen können?

Du lachst; doch weißt du auch, daß du durch gröbre List
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen bist?
Was braucht wohl ein Hans Nord, versehn zum Bücherschmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug schon bei sich hat:
Er will die ganze Welt durch Goldtinktur curiren,
Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonstriren,

Sein gründlich Wörterbuch erſpart dir das Studiren,
Er lehrt ohn Umgang dich die Kunſt zu converſiren,
Er lehrt dich ohne Müh ſinnreich poetiſiren,
Dich ohne Koſten Wirthſchaft führen;
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
Erſtaunſt und eilſt und kaufſt und lieſt,
Was denn? — daß du betrogen biſt.

Der alte Dichter und der junge Kritikus.

Ein Jüngling ſtritt mit einem Alten
Sehr lebhaft über ein Gedicht.
Der Alte hielts für ſchön, der Jüngling aber nicht
Und hatte Recht, es nicht für ſchön zu halten.
Er wies dem Alten Schritt für Schritt
Hier bald das Matte, dort das Leere,
Und dachte nicht, daß der, mit dem er ſtritt,
Der Autor des Gedichtes wäre.
Wie, ſprach der Autor ganz erhitzt,
Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
Mein Herr, Sie ſind zu jung, mit einem Mann zu zanken,
Den Fleiß, Geſchmack und Alter ſchützt.
Da man Sie noch im Arm getragen,
Hab ich der Kunſt ſchon nachgedacht;
Und kurz, was würden Sie wohl ſagen,
Wenn ich die Verſe ſelbſt gemacht?
Ich, ſprach er, würde, weil Sie fragen,
Ich würde ganz gelaſſen ſagen,
Daß man, Geſchmack und Dichtkunſt zu entweihn,
Oft nichts mehr braucht, als alt und ſtolz zu ſein.

Alceſt.

Durch Unglück mehr als durch Verſehn
Verlor Alceſt im Handel ſein Vermögen.
Er ſaß bereits der Schulden wegen.
Kein Freund erſchien, ihm beizuſtehn,
So viel in London ihrer waren.
Sein Sohn allein, noch in den Jünglingsjahren,
Wagts, ſeine Freiheit zu erflehn.
Er wagt ſich zärtlich*) vor Valeren,
Der dem Alceſt das meiſte Geld geliehn,
Und bittet mit den treuſten Zähren,
Die ſchamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freiheit zu gewähren.
Nein, ſpricht Valer, mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Böſewicht
Um ſo viel tauſend Pfund betrügen?
Bezahlet mich dein Vater nicht,
So ſoll er nie die Freiheit wieder kriegen.
Beſtürmt von Scham, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft ſich der Sohn zu ſeinen Füßen.
O Gott, was hab ich hören müſſen!
Schmäht meinen armen Vater nicht.
Unglücklich iſt er nur, allein kein Böſewicht.
Laßt mich an ſeiner Statt verſchließen:
Ich weiche nicht von euren Füßen,
Als bis ich dieſen Wunſch erreicht!
Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe
Und ward mit einem mal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
Ich, ſprach er, habe dich durch meine Streng entehrt;
Laß zur Verſöhnung dich umarmen,
Dein Herz iſt deiner Bitte werth.
Dem Vater ſoll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlaſſen ſein;

*) d. i. liebend, aus Liebe.

Allein wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befrein?
Der Jüngling weint.
Hör an, ich habe viel Vermögen
Und eine Tochter nur, die lieb ich ungemein.
Ihr Herz iſt deiner werth; willſt du mein Eidam ſein?
So habe ſie und meinen ganzen Segen.
Die Schöne reicht die Hand dem edlen Jüngling dar,
Und o, wie glücklich ward dieß Paar!
Itzt aber giengen ſie, der Jüngling und die Schöne,
Aus der Gefangenſchaft den Vater zu befrein.
Erſt tritt der Sohn und nun tritt ſie herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich ſehe ſie — Doch dieſe Scene
Will nur gefühlt und nicht beſchrieben ſein.

Der gehoffte Ruhm.

Voll von ſich ſelbſt und von der That,
Die er vollführt, gieng Tullius*) entzücket
Itzt aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quäſtor abgeſchicket;
Er gieng zurück nach Rom und theilte zum voraus
Im Namen Roms ſich die Belohnung aus.
Wer iſt wohl itzt des Volks Verlangen?
Wen, dacht er, nennt man itzt, als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius, als dich?
Das iſt er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sicilien der Theurung abgewehrt,
Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt. —
In dieſen ſchmeichelnden Gedanken
Stieg bei Puteoli der Quäſtor an das Land,

*) M. Tullius Cicero.

Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die damals gleich*) den Brunnen tranken.
Schnell ließ er ſich vor ſeinen Gönnern ſehn
Und ſuchte ſchon ſein Lob in ihren Mienen.
Iſt das nicht Cicero? rief einer unter ihnen.
Ja, ja, er iſts; o das iſt ſchön!
Wie lange haben wir ſchon nichts von Rom vernommen
Wie ſtehts in Rom? wann reiſten Sie von da?
Wie, rief er ganz erzürnt, wie könnt ich daher kommen!
Ich komm aus der Provinz — Vielleicht aus Afrika?
Verſetzt ein andrer hurtig wieder.
Hier zitterten dem Quäſtor alle Glieder.
„Nein, aus Sicilien komm ich als Quäſtor wieder.“
Ja, fuhr nunmehr ein dritter fort,
Er kömmt daher; verlaßt euch auf mein Wort.
Mit dieſem Ruhm ſchlich Tullius ſich fort.

Du, der du denkſt, daß alle von dir wiſſen,
Von dir itzt alle reden müſſen,
Und dich im Herzen ſtolz erhebſt:
Von Tauſenden, die dich nach deiner Meinung kennen
Und dich und deine Thaten nennen,
Weiß oft kaum einer, daß du lebſt.

Der Freundſchaftsdienſt.

Noch unbekannt und ungeprieſen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größre Treu dem Freund erwieſen,
Als man von Brüdern hoffen kann.
Ihn zu beſingen, wähl ich einen;
Und von der Nachwelt hochgeſchätzt,
Leb Amyant und habe keinen,
Den man ihm an die Seite ſetzt.

*) gerade, eben.

Spricht einſt in den noch fernen Jahren
Ein Redner von der Freunde Pflicht,
So denk er ſein, und ganzen Scharen
Lock er die Thränen ins Geſicht.
Zu ihm, dem treuſten Freund auf Erden,
Kam einſt Philint, ſein ander Ich.
Freund, ſprach er, hilf mir glücklich werden,
Ich weiß ein liebes Weib für mich.
Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verſtand und Reiz und Glück*).
Ihr Herz, von Redlichkeit beſeelet,
Gefällt und ſpricht in jedem Blick.
Ach Amyant! du kannſt mir dienen,
Du biſt ein angeſehner Mann.
Verreiſ' und halt um Wilhelminen
Für mich bei ihren Eltern an.
Ich weiß, daß dich Geſchäfte halten;
Doch — Schweig! fiel Amyant ihm ein;
Geſchäfte kann ich ſtets verwalten,
Allein nicht ſtets dir nützlich ſein.
Ich reiſe gleich, um dir zu dienen.
Er thats, eh noch der Tag verſtrich.
Er reiſte, ſahe Wilhelminen
Und nahm die Schöne ſelbſt für ſich.

Der großmüthige Räuber.

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann
Ein Räuber nah um London an.
Ach, ſprach der arme Wandersmann,
Ich bitt euch, laßt mir nur das Leben.
Ich hab euch ja kein Leids gethan
Und wollt euch gern, was ihr verlangtet, geben;

*) Vermögen, franz. fortune.

Doch heute hab ich nichts bei mir.
Ich geh itzt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben,
Und morgen bin ich wieder hier
Und theile sie mit euch, so wahr Gott über mir!
Gut, fieng er an, du hast geschworen;
Ich glaube dirs. Geh fort! Ich wünsche dir viel Glück.
In kurzem kam der Wandersmann zurück.
Ach, sprach er mit erfreutem Blick,
Seht, was ich Aermster fand! Ihr habts doch wohl verloren,
Zehn Pfund, und mehr noch — welch ein Glück!
Und diese bring ich euch zurück;
Erlaßt mir das, was ich beschworen.
Nein, hub der Räuber an, ich habe nichts verloren;
Behaltet euer Geld, weil ihr so ehrlich seid.

So fühlt oft selbst ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

Dorant.

Erschrocken kam Frontin zu seinem Freund Dorant.
„Ach, liebster Freund, ist dirs denn nicht bekannt?
Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren!
Bedenke die verfluchte List,
Man strebt nach dem, was dir am liebsten ist:
Man will dir deine Frau entführen.
In dieser Nacht noch solls geschehn.
Unglücklicher! was willst du machen?
Laß doch geschwind das Haus bewachen.
Mein Blut soll dir zu Diensten stehn,
Und ich will augenblicklich gehn,
Den Garten und den Hof verschließen."
Nein, schrie Dorant, willst du mich glücklich wissen,
So laß die Thüren offen stehn.

Ihr Weiber, dieſes klingt nicht ſchön!
Iſts möglich, ſeid ihr an den Plagen
Liebloſer Ehen wirklich ſchuld?
„Ja, nach der Männer ihren Klagen
Sind wir durch widriges Betragen
An aller Qual der Ehen ſchuld;
Doch wenn bald nach den Hochzeittagen
Die Männer uns gebietriſch plagen,
Die uns vergöttern, wenn ſie frein,
Wie können wir da lange zärtlich ſein?"
Ihr Männer, dieſes klingt nicht fein!

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, verſehn zum Graben,
Wollt itzt ein beſſer Schickſal haben
Und rief das Glück um Beiſtand an.
Das Glück erhörte ſein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwo ſtarke goldne Stangen;
Allein der ungeſchickte Mann
Sah ſie für altes Meſſing an
Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Händen,
Fuhr fort und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.
O Thor! rief ihm die Gottheit zu,
Was quälſt du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu ſchicken?

Du wünſcheſt dir mit Angſt ein Glück
Und klagſt, daß dir noch keins erſchien.
Klag nicht, es kömmt gewiß ein günſtger Augenblick;
Allein bitt um Verſtand, dich ſeiner zu bedienen,
Denn dieſes iſt das größte Glück.

Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten
Mit rednerischem O und Ach
Von den geringsten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten
Und, was noch schlimmer war, meist von sich selber sprach,
Und, daß es ihm ja nicht am Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte, —
Ein so beredter Herr sah einen wackern Mann,
Der denkend schwieg, verächtlich an.
Der Herr, zischt er dem Nachbar in die Ohren,
Hat wohl das Reden gar verschworen;
Ich wett, er ist ein Narr und weiß nicht, was er will.
Das dächt ich nicht, zischt der ihm wieder in die Ohren,
Ein Narr, mein Herr, schweigt niemals still.

Der ungerathne Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts thörichtes, nichts kühnes ward gewagt,
Johann, sein Sohn, war allemal der Thäter.
Der Vater, der kein Mittel sah,
Bei Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt ihn, um ihm den Kitzel zu vertreiben,
Zwei Jahre nach Amerika,
So sauer auch die liebe Mutter sah.
Allein was halfs? Johann kam wieder,
Und wer war ärger, als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder
Beschlossen endlich Mann für Mann,

Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen ſollte.
Der ausgelaßne Sohn ward alſo ein Soldat,
Und dieß war auch der beſte Rath;
Denn was nun auch die Leute ſagen,
Die dieſem Stand nicht günſtig ſind,
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geſchlagen,
Der trotz der Schärpe, die er trug,
Nicht weiſer war als der, den er vernünftig ſchlug.
Doch dieſe Zucht ward auch vergebens unternommen;
Johann blieb wild und ungeſtüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen:
„Nehmt euern Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm.“
Der Vater muß ihn wieder nehmen.
Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, ein Mittel half geſchwind,
Und eh vier Wochen noch vergiengen,
War ſein Johann fromm wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar! Warum nicht lieber auf den Bau?
Er wußt ihn beſſer zu bezwingen,
Er gab ihm eine böſe Frau.

Die beiden Schwarzen.

Zween Schwarze lebten einſt, verdammt zur Sklaverei,
Dem ſtolzen Spanier und ihrem Schickſal treu.
Sie waren beide jung, und bei dem Freundſchaftstriebe
Empfanden ſie zugleich die Stärke gleicher Liebe.
Das ſchönſte ſchwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender geſehn, war beider Gegenſtand.
Als Sklavin lebte ſie bei einem Herrn mit ihnen,
Und jeder wünſcht allein ihr Herz ſich zu verdienen
Und trug in jedem Blick ihr feins beſcheiden an.

Ich lieb euch, sprach sie oft, und einer sei mein Mann;
Allein ich wähle nicht, um keinen zu betrüben:
Vergleicht euch, und alsdann will ich nur einen lieben.
Ein trauriger Vergleich, für beide stets zu schwer!
Denn jeder liebte sich bei diesem Glück zu sehr,
Als daß er eine Braut, die sich ihm schenken wollte,
Und die er schon gehofft, dem andern lassen sollte;
Dieß kann er nicht. Allein bei aller Zärtlichkeit
Besaß ein jeder auch zu viel Rechtschaffenheit,
Als daß, so lang ihn nicht sein Freund selbst überredte,
Er ihn gekränkt und sie dem Freund entzogen hätte.
So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück jeglicher des andern Hinderniß,
Und still ertrugen sie die Qual feindselger Triebe*),
Die Qual der Eifersucht, der Redlichkeit und Liebe,
Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander sahn,
Mit Thränen, die das Haus selbst weinen machten, an,
Mit Thränen, wie sie da zween Brüder treu vergießen,
Die sich im Unglück sehn und keine Rettung wissen.
Nach oft gefühlter Pein und unentschiednem Streit
Der freundschaftlichen Treu und gleicher Zärtlichkeit,
Und als sie einst mit ihr betrübt im Grünen sitzen,
Wird ihre Liebe Wuth. Zu schwach, sich zu beschützen,
Bewilligen sie schnell den schrecklichsten Verlust,
Und jeder stößt den Dolch in der Geliebten Brust.
Ein Sklave sah von fern die schreckensvolle Scene.
Er kam; hier lagen sie, umarmten ihre Schöne,
Beweinten ihren Tod, sahn sich noch einmal an
Und thaten schnell an sich, was sie an ihr gethan.

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laster sich verkehrte,
Bloß, weil er ungebildet blieb.

---

*) streitender Empfindungen.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz*) (denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion?)
Sprach einſt mit einem tapfern Greiſe
Und ihrem**) großen Freund, nach kühner Spötter Weiſe,
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Geſetz erkennt, als das er ſelbſt gemacht.
Prinz, ſprach der General, Sie kränken meinen Glauben
Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Troſt, den Troſt im Tode rauben!
Was hab ich Ihnen denn gethan?
Nichts, rief der Fürſt, ihr ſeid ein tapfrer Mann,
Ihr ſeid mein beſter Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben;
Nur den verlaßt! „Nein, den verlaß ich nicht."
Auch da nicht, wenn ichs euch befehle?
„Nein, dieß iſt wider Ihre Pflicht.
Gott iſt nur Herr von meiner Seele,
Und alle Fürſten ſind es nicht."
Wie aber, wenn ich Herr von eurem Leben wäre?
Dieß ſind Sie, ſprach der Greis; ich hab es unverzagt
In mehr als einer Schlacht für Sie, mein Fürſt, gewagt;
Und itzt wag ichs zu Gottes Ehre.
Thor! rief der Prinz, wie, wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich dich, daß keiner iſt, belehre?
„So hätt ich Luſt, ein Böſewicht zu ſein,
Und würde, wär kein Gott, auch keinen König ſcheun;
Und meiner würden in dem Heere
Gewiß noch viele tauſend ſein.
Dieß, Prinz, dieß fließt aus Ihrer Lehre!"

*) d. i. Fürſt. **) d. i. der Religion.

Rhynsolt und Lucia.

Umsonst wandt Rhynsolt alles an,
Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
Ein edles Herz zur Wollust zu verführen.
Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus;
Allein sie wich des Fürsten Liebling aus
Und ließ ihn die Verachtung spüren,
Die der, wärs auch ein Prinz, verdient,
Der sich, die Tugend zu verführen,
Aus Niederträchtigkeit erkühnt.
Was kann das Laster nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterstützt!
Sollt es der Brunst, die Rhynsolts Herz erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Ehmann ein
Und eilet, ihm das Leben abzusprechen.
Allein was ist denn sein Verbrechen?
Ists mehr noch, als der Mann der schönsten Frau zu sein,
Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
Ja, Rhynsolt zeigt, wer Danvelt sei,
Er überführet ihn der Landsverrätherei
Durch Briefe, die er nie geschrieben.
Und morgen eilt sein Todestag herbei.
Sein Weib wirft sich zu Rhynsolts Füßen
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll.
Doch auch das Auge selbst, aus dem itzt Thränen schießen,
Das Ach, das ihn mitleidig machen soll,
Ein Blick beseelt von Wehmuth und von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Glut aufs neue.
Nie sah er Lucien so schön.
Er klagt ihr sein unkeusches Feuer. —
Verschämte Muse, sags nicht nach,
Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe sprach!
Um sie durch ihren Mann zu rühren,
Läßt er sie selbst in seinen Kerker führen
Und läßt sie da mit ihm allein.

Sie kämpfen mit dem größten Leiden,
Lieb und Verzweiflung ſpricht aus beiden.
„O Danvelt! ſoll ich dich vom Tode nicht befrein?
Man eilt, dich ſchrecklich hinzurichten.
Vergeß ich nicht noch heute meiner Pflichten,
So wirſt du morgen nicht mehr ſein.
Willſt du die Schande mir verzeihn,
Nun ſo gebeut!“ — Sie zittert, mehr zu ſagen,
Und drückt ihn ſtarr an ihre Bruſt.
Er klagt und weint in ihre Klagen;
Ihn ſchreckt ein doppelter Verluſt.
„Soll ich den Tod, den peinlichſten erdulden?
Ach, liebſtes Weib, ich bin zu ſchwach!
Befreiſt du mich durch deine Schmach,
So ſind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
Und doch — O Gott, was ſoll ich nun erdulden?“
Der Morgen kömmt, und Lucia,
Die Danvelts Tod vor Augen ſah,
Ergiebt ſich thränend dem Barbaren.
Er ſtillt die Brunſt und bittet ungeſcheut,
Mit einer gleichen Gütigkeit
Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
Itzt aber, fängt er lächelnd an,
Itzt kannſt du deinen lieben Mann
Nach deinem Wunſch aus ſeinem Kerker holen;
Doch daß er mir nicht künftig ſchaden kann,
So hab ich das zugleich gethan,
Was Lieb und Klugheit mir befohlen.
Ich weiß, du zürnſt deswegen nicht.
Sie flieht, mit Scham und mit verletzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuſchließen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.
Sie ſteht erſtarrt; kein Ach erſchallt,
Man ſieht auch keine Thräne rinnen.
Des Schmerzes tödtliche Gewalt
Heißt ſie allein auf Rache ſinnen.
Sie ſucht den Hof, wo Carl, ihr Fürſt, regiert,
Und hat das Glück, den Fürſten zu erreichen.
Wenn dich, ruft ſie, die Schmach der Tugend rührt,

So laß, o Carl, dich itzt mein Flehn erweichen!
Es ist zu spät, mein Schutz zu sein.
Du kannst nichts thun, als mich Elende rächen.
Denn Rhynsolt — Strafe sein Verbrechen;
Ich schäme mich, es auszusprechen.
Lies diese Schrift und fühle meine Pein
Carl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht,
Der Tugend und auch ihm zur Ehre.
Ihr Fürsten, welch ein Lobgedicht!
Carl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht.
Doch ists genug, das Laster zu beweinen?
Ein Tag wird angesetzt; der Liebling muß erscheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
Kennst du dieß Weib? spricht Carl. Ein plötzliches Erschrecken
Verräth den Bösewicht; er räumt das Laster ein,
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet sein.
Der Fürst läßt gleich den Bischof kommen
Und wohnt der Trauung selber bei.
Du, spricht er, hast sie zwar aus Furcht vor mir genommen,
Doch dieß beweist nicht deine Treu;
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verschreib ihr alle dein Vermögen.
Er thuts. Sieh, Lucia, fieng drauf der Herzog an,
Du bist durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflichten
Räch ich nunmehr auch deinen Mann.
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In seinem stillen Hirtenstande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,

Und was er ſang, war Fröhlichkeit.
Ihn rührten keine Schäferinnen.
Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bei dem Spiel,
So konnte ſie doch nichts gewinnen,
Als daß ſie flüchtig ihm gefiel.
Ein ſeltner Fall, daß ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch ſeinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er ſie gewahr,
So fühlt ſein Herz Lieb und Gefahr.
Er ſteht, und will nicht ſtehen bleiben,
Erſtaunt, blickt auf die Sängerin,
Will abwärts mit der Heerde treiben
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.
Nun irrt allein, ihr guten Heerden!
Der Schäfer hat für euch itzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Geberden
Der Schönen ſeine Zärtlichkeit,
Verſpricht ihr alle ſeine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrer Kunſt erfahren,
Hört nichts von dem, was er verſpricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als ſähe ſie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch ſchlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
Ich, ſingt ſie, bin nicht mein. Neptun beſtimmt mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke,
So geh und bitte den Neptun.
Er bat. Nein, ſprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähr ich dir dein Unglück nur.
Der Schäfer ſchleicht betrübt nach ſeiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er ſeine Bitte.
„Neptun! So ſoll das Meer die trefflichſte Geſtalt,
Die mich entzückt, in ſeinen Schoß begraben?“

Nein, rief der Gott, du ſollſt ſie haben;
Denn du verlangſt ſie mit Gewalt.
Wie hurtig ſchwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie ſchön ſang ſie, wie zauberiſch!
Er reicht ihr ſeine Hand. „Komm, göttliche Sirene!“ —
Doch welch Entſetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling, war halb Menſch, halb Fiſch.
Mit Zittern floh Damöt vom Meere
Und gab nachher der Flur ſehr oft die Lehre,
Daß unſer liebſter Wunſch oft große Thorheit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenſtock entſpann ſich einſt ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit,
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O! rief die ſtachlichte Partei,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer beſſer oder ſchlechter ſei?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen
Und ſtets mit Kunſt beſchäftigt ſind,
Daß unſer Roſt von Honig rinnt:
Wer ſieht es nicht, daß wir die Beſſern ſind?
Was braucht man alſo noch zu fragen?
So? fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig ſein,
Wofern wir nicht das Waſſer künſtlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dieß ſchadet unſerm Werthe nicht;
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geſchickt gehalten.
So niedrig unſre Pflicht euch ſcheint,
So ſoll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.

Sie trugen drauf kein Waſſer mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn oder in der Brut verſchmachten,
Und viele Zellen wurden leer.
Der Weiſer rief darauf den Reſt der Unterthanen,
Um ſie zur Eintracht zu ermahnen.
Der Unterſchied in eurer Pflicht
Erzeugt, ſprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treuſten dienen,
Dieß ſind allein die beſſern Bienen.

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der ſich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbers werth gemacht,
Floh einſtens nach verlorner Schlacht
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an
Und ward von dieſem frommen Mann
Nebſt ſeinem Reitknecht aufgenommen;
Doch beider Tod war nah.
Ach! fieng der Reitknecht an,
Werd ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herrn ſein Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer und unwürdger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach er hat viel gethan!
Er hat drei Könige bekrieget,
In ſieben Schlachten ſtets geſieget
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.
Der Eremit ſah drauf den Helden kläglich an:
„Warum habt ihr denn alles dieß gethan?“
Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu ſein.
O, fiel der Eremit ihm ein,

Deswegen mußtet ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt euch, laßts euch nicht verdrießen,
Ich sag es euch auf mein Gewissen:
Der Reitknecht als ein schlechter Mann
Hat wirklich mehr, als ihr gethan.

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunst und seinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarienvogel hören
Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
Die Lerche minder Kunst verrieth.
O, sprach sie, wenn ich doch ein Lied
Gleich seinen hohen Liedern sänge!
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach,
Verliebte sich in seine fremden Gänge
Und quälte sich, den angebornen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug nach vieler Müh zuletzt das Glück davon,
Canarisch fehlerhaft zu singen.
O, sprach die Nachtigall, die lang ihr zugehört,
Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich sein gelehrt,
Und sieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
Cleanth schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.
Wie theuer kömmt es ihm zu stehn!
Er sucht Cleanthen zu erreichen
Und äfft ihn nach und muß ihm weichen
Und schreibt und denkt für keinen Menschen schön

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe;
So ſagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieſes ſprach,
Von ſeinem Jugendglück gerühret,
Von ſeinem Phylax angeführet,
Dem Vater ſchon von weitem nach.
Kaum trat er in den Buſch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke ſtach.
Er ſchalt und lief ein gutes Stücke,
Dem böſen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
Gut, ſprach er, ſticht nur immer kühn,
Ich will es nicht umſonſt betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab
Und kämpft mit ſeinen Ungeheuern;
Allein ſie fanden nicht ihr Grab,
Und ſtachen ſie zuvor aus bloßer Luſt zu ſtechen,
So ſtachen ſie nunmehr, um ſich zu rächen.
Verwundet im Geſicht, auf beiden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu und klagt ihm ſeine Noth.
„O ſehn Sie nur, das nenn ich ſtechen!
Ich habs bald ſo, bald ſo verſucht.
Ich lief, ich ſchlug, und doch half weder Schlag noch Flucht.“
Fritz, hub der Vater an, du haſts nicht recht verſucht.
Geh ruhig fort, ſo kann ich dir verſprechen,
Sie werden weniger, als wenn du ſchlägſt, dich ſtechen.
Ein kleiner Feind, dieß lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet ſein;
Und trittſt du einſt gleich mir ins große Leben ein
Und wirſt um dich viel kleine Feind erblicken,
So achte nicht auf ihre Tücken!
Wärst du deinen Weg getroſt, und denke fein
Um meine Dichte mit den Mücken.
Um, was ich bin,
O, fiel der Eremit

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ ſich der ſtolze Hänfling nieder.
Mich dauert, ſprach er, dein Gefieder.
O ſage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?
Mich, ſprach ſie, lockte jene Flur,
Und ich, zu lüſtern von Natur,
Flog hin, und tiefer im Getreide
Hört ich den Ton der Lieb und Freude.
Ich lief; kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch ſchon.
Das Netz, ſprach dieſer, nicht zu ſehn?
Dir Flattergeiſt iſt recht geſchehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wiſſen.
Und wenn ich noch ſo lüſtern wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!
Er fliegt und ruft noch: Merk es dir!
Kurz drauf ſieht ſie den Freund, der ihr
Den weiſen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Sprich, rief ſie, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?
Die Freundin, ſprach er, gieng mir nah,
Die ich in dieſem Bauer ſah.
Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um ſie zu ſein, kam ich geflogen;
Nun weiß ich nicht, durch welche Liſt
Mein Fuß hier angefeſſelt iſt?
Die Ruthe, ſprach ſie, nicht zu ſehn!
Dir Flattergeiſt iſt recht geſchehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wiſſen.
Nun lerne, wenn dichs nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern iſt!

Der Hochzeittag.

Vom Vater ſeiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien ſich endlich zu vermählen
Und ſelbſt den Tag mit ihr zu wählen;
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar ſehnſuchtsvolle Seelen!
Sie ſehn ſich ſchmachtend an und wählen.
Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt ihr mir altem Mann noch eine Lieb erweiſen,
So fahrt (ich bin zu ſchwach, ſonſt würd ich mit euch reiſen)
Aufs Dorf, und laßt euch an dem Ort
Und von des Prieſters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein ſelig Ehweib gab, ganz ſtill zuſammen geben.
Philet reiſt auf des Vaters Wort
Mit ſeiner Braut an den beſtimmten Ort.
Seit geſtern war er nun mit Sylvien verbunden
Und kam itzt gleich aus einem Blumenſtück
Mit ihr und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb und Lenz in ſein Gemach zurück,
Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte ſein und ſeiner Schönen Glück.
In ſcherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tiſch, auf dem ein Paar Piſtolen liegen,
Die er vom Schuß noch geſtern ſelbſt befreit,
Steht er mit ihr allein, und trunken vor Vergnügen
Ergreift er eins. Nun, fängt er ſcherzhaft an,
Nunmehr bereut die kleinen Grauſamkeiten.
Wie viel habt ihr mir deren angethan!
Beſinnt ihr euch noch auf die Zeiten,
Da ich umſonſt an euer Fenſter kam,
Da ihr mich Aermſten — Sterbt, Madam,
Mit aller eurer Kunſt, die Herzen zu beſtricken,
Mit euern zauberiſchen Blicken,
Mit euerm Haar, ſo feſtlich ſchön es iſt!
Schieß her, ſpricht ſie mit lächelnden Geberden,
Schieß her, wenn du ſo grauſam biſt!
Schießt. Ach Gott! und ſie fällt todt zur Erden.
O wer beſchreibt wohl ſeine Pein?

Doch auch im größten Schmerz noch fein,
Ruft er den Diener laut herein
Und ſchließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Piſtolen?“
„Ich thats, weil mirs zur Reiſe nöthig ſchien.“
„Ich habe dirs doch nicht befohlen?“
„Nein, Herr!“ und gleich erſchoß er ihn.
Dann ſchrieb er dieſen Brief: Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichſten dir, Vater, vorgeſtellt,
Bin nach dem größten Glück, das je ein Menſch empfunden,
Itzt der Unſeligſte der Welt.
O, dürfteſt du doch niemals wiſſen,
Wie elend ich und du geworden ſind! —
Getödtet von mir ſelbſt, liegt ſie vor meinen Füßen,
Mein göttlich Weib, dein liebſtes Kind!
Mein Diener, deſſen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt ſchon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abſcheu nur betrachte,
Was ſollt ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod ſoll gleich der meine rächen.
Wenns möglich iſt, o, ſo verfluch nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann —
Man traf ihn neben ihr durchs Schwert getödtet an.

Die Elſter und der Sperling.

Ein Sperling ließ ſichs auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich ſchmecken
Und ſchluckte ſtill die beſten Beeren ein.
Die Elſter ſahs mit ſcheelem Blicke
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht bloß ein ferner Zeuge ſein.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
O welcher Vorrath! Ja, gewiß,
So reif, Herr Sperling, und ſo ſüß

(Denn Sie verſtehn ſich auf die Trauben)
War, was nun auch der Winzer ſpricht,
Der Wein ſeit vielen Jahren nicht.“
Der Winzer hört der Elſter Lobgedicht
Und zwingt die Gäſte fortzufliegen.
O, ſprach der Sperling, welch Vergnügen
Entziehſt du mir, du Schwätzerin!
Willſt du der Frucht in Ruh genießen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wiſſen.
Siehſt du denn nicht, wie ſtill ich bin?
Drum ſchweig und komm, den Berg noch einmal durchzuſtreifen.
Sie thuts und frißt mit ihm ganz ſtill.
„Ein einzig Wort, Herr Spatz, ich kann es nicht begreifen,
Warum mirs itzt nicht ſchmecken will;
Die Trauben ſind ja reif. Doch ſtill!
Der Winzer läßt ſich wieder hören.
Drum weißt du, was ich machen will?
Ich nehme von den blauen Beeren
Mir eine Traube mit, ſie ruhig zu verzehren.
Komm mit mir unter jenen Baum.“
Sie nimmt die Traube mit, und kaum
Erreichte ſie den ſichern Baum,
So ſchrie ſie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich ſind wir alle beide!
In Wahrheit, glücklich bis zum Neide.
So ſchrie ſie noch, als ſchon ein Schwarm von Elſtern kam
Und das geprieſne Glück ihr nahm.

Du, der ſein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer! lern ein Gut genießen,
Das, weil es wenig Neider wiſſen,
Uns ſichrer bleibt und ſüßer ſchmeckt!

Der Geheimnißvolle.

Mit sehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Crispinens Haus,
Studirt beim Eintritt bald Crispinen
Und bald die Seinen seitwärts aus.
Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er steht und schweigt, und sagt durch Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.
„Mein Herr, hat sich was zugetragen?
O reden Sie! Wir sind allein.
Was giebts?“ Umsonst sind alle Fragen:
Er wiederholt sein mystisch Nein.
O lern doch, unvorsichtge Jugend,
Die laut von allen Sachen schreit,
Von Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutsamkeit!
Nachdem er den Crispin beschworen,
Das zu verschweigen, was er sagt,
So zischelt er ihm in die Ohren:
Der König fuhr itzt auf die Jagd.

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden
Frei im Gemach ihr Lied oft sang
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit desto stärkrer Stimme sang,
Saß itzt dem Spiegel gegenüber
Und sang und sah ihr eignes Bild
Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
Von schmetternden Gesängen über
Und bildete zu ihrer Pein
An ihrem eignen Wiederschein
Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöhte sie die Stimme;
Allein umsonst war Kunst und Müh,
Stets sang der Wiederhall, wie sie.
Sie schoß darauf mit ehrsuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du,
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die beiden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
O Velten, nimm dich ja in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn.
Nur daß wir uns nicht selber blenden
Und uns nach diesem Lichte wenden;
Sonst ist es um den Weg geschehn.
Schon gut! rief Velten, eile nur.
Doch, Bruder, wenn ich die Natur
Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte!
Studirte nennen es die Dunst,
Die aus den Sümpfen aufgestiegen.
Ich weiß nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft ist Lügen ihre Kunst.
Sprich, Velten, ob du thöricht bist;
Du weißt nicht, was ein Irrlicht ist?
O dürft ichs nur bei Nachtzeit wagen,
Ich wollte dirs wohl anders sagen!
Ists wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah an dreißig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.

Den Drachen haſt du doch geſehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geſchehn,
Bei Kleindorf im Vorüberziehen
Getreid und Kälber ausgeſpien?
Das, was der Drach im Großen heißt,
Nenn ich das Irrlicht gern im Kleinen;
Denn da ſie nur bei Nacht erſcheinen,
So ſind ſie wohl kein guter Geiſt.
Nein, Kunz, nein ſag ich! nimmermehr!
Ein Irrwiſch iſt kein wüthend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Geſpenſter beſſer kennen.
Ein Rübezahl, ein ſolches Thier,
Als zu Gehofen ehedeſſen
Die Küch im Edelhof beſeſſen,
Dieß ſind Geſpenſter, glaube mir!
Ein Irrwiſch muß was anders ſein.
K. Wie, Velten, nennſt du dieſen Schein?
V. Ich nenn ihn Irrwiſch. K. Iſts erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißts, kein Irrwiſch nicht;
So ſpricht man ja mein Lebetage.
V. So ſpräche man? Nein, Kunz, ich ſage,
Daß alle Welt ein Irrwiſch ſpricht.
K. Schweig, Velten, das klingt lügenhaft
Ich hab es auf der Wanderſchaft
Und, Bruder, ohne viel zu ſchwören,
Von Meiſtern Irrlicht nennen hören.
So ſtritten ſie noch lange Zeit
Itzt um die Sach, itzt um den Namen,
Bis ſie zuletzt vom Wege kamen;
Und ſchimpfend ſchloſſen ſie den Streit.

So ſtreiten unſtudirte Velten
Um Sachen, die ſie nicht verſtehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren ſollten erſt zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!

Die ſtreiten dialectiſch ſchön
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten
Um Dinge, die ſie ganz verſtehn,
Und fehlen ihres Weges ſelten,
Weil ſie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt ſich kein Irrlicht ſehn.

Das Glück und die Liebe.

Einſt wollten Lieb und Glück ſich ſichtbar überführen,
Wer ſtärker ſei, des Menſchen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um ſeine Gunſt gequält,
Ein Mann in ſeinen beſten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb erwählt.
Das Glück bot alles auf, was je der Menſch geſchätzt.
Was ſeine Sinne rührt, was je ſein Herz ergetzt,
Wodurch der Stolz ſich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon itzt ertheilet.
Er ſah ſich reich, und Marmor ſchloß ihn ein,
Sein Zimmer ſchien der Freuden Thron zu ſein,
Und täglich wuchs die Pracht der ſchon geſchmückten Wände
Noch durch der Künſtler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speiſeſaal
Der Schüſſeln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge
Und der Clienten Lobgeſänge.
Bald fiel ein reiches Erb an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dieß verliehn,
So zog das Glück durch ſeine Künſte
Schon in den reichſten Lotterien
Für ſeinen Freund die Hauptgewinſte.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was ſein Kux, bald was ſein Schiff gebracht.

Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.
Er schlief, berauscht von Freuden, ein,
Stund auf, den Freuden sich zu weihn.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.
Wer zweifelt, sprach das Glück, daß mir der Ruhm gebührt?
Ist Semnon nicht unendlich sehr gerührt?
Vielleicht, versetzt darauf die Liebe,
Rühr ich sein Herz durch stärkre Triebe.
Er soll Serinen sehn; ihr unschuldsvoller Blick
Besiegt vielleicht dich, mächtigs Glück!
Er sah nunmehr die göttliche Serine.
Ihn rührt der Reiz der edlen Miene,
Doch mehr, als ihr beredt Gesicht,
Das Herz, das aus Serinen spricht.
Schon scheint der Glanz von seinen Schätzen,
Schon sein Palast, schon Freund und Wein,
Schon die Musik ihn minder zu ergetzen.
„Wie glücklich, wär ihr Herz erst mein,
Wie glücklich würd ich dann nicht sein!
O Liebe, lehre mich, dieß Herz mir zu verdienen
Und sprich: wodurch besieg ich einst Serinen?"
Sei, spricht sie, kein Verschwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon ist er kein Verschwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such deine Lust in stillern Freuden,
Sei gütig, liebreich und bescheiden,
Und liebe nicht dein Glück zu sehr.
Schon suchte Semnon stillre Freuden,
Schon ward er liebreich und bescheiden;
Serine floh ihn schon nicht mehr,
Serine gab ihn schon Gehör
Und ward die Seele seiner Freuden.
Die Liebe, sprach das Glück, scheint Semnon vorzuziehn?
Allein mehr als zu bald soll er Serinen fliehn.
So viel ich ihm geschenkt, so viel sei ihm entrissen!
Wird ihm die Liebe wohl der Armuth Qual versüßen?

Das Glück verließ ihn drauf, und Semnons Gut verschwand.
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land;
Sein Reichthum ward der List und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was sonst sein Herz erfreute,
Nichts als sein treues Weib, im widrigsten Geschick
Sein Beistand und auch stets sein Glück.
Durch Fleiß entrissen sie sich der Gefahr zu darben,
Und froh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.
Umsonst versprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb entsagen wollte.
Nein, rief er, wenn ich auch ein Cröſus werden sollte,
Gieng ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiser sein,
Als daß ich dich mir wieder wünschen wollte.
Serine, komm, mein Herz bleibt dein;
Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe sein.
„Ja, Semnon, ja, mein Herz ist dein;
Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe sein."

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komisches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen,
So gab sein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu besehn.
In Wahrheit, sprach er, ich bin schön!
So viel ich mir geschmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht besser stehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe,
Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn.
Er kam. Der Aff erschrak, verzerrte das Gesicht,
Stieß an den Hut und rückte die Perücke,

Und doch glich er dem Junker nicht!
Der Spiegel warf, was er empfieng, zurücke,
Ein närrisch haarichtes Gesicht
In einer struppichten Perücke.
Der Junker lacht. Pfui, hub der Aff erbittert an,
Pfui, Spiegel, wie du lügst! Was hab ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von seinem Hauchen an
Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er sehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!
Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magister zu erzählen;
Und diesem konnt es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral
(Er war gelehrt,) sie zu beseelen.
Nun, sprach er, setzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
Verhüllt sie drauf in Dunkelheit
Und schmeichelt sich, sie sei nicht helle.

Die Witwe.

Ein Märchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den sie so lieb wie sich und wohl noch lieber hatte —
Noch lieber? wirft der Spötter ein
Und lachet höhnisch; doch er lache!
Durch eine Spötterei hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf, gewiß zu sein.
Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treusten, besten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect sie sonst auch finden kann,

Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was sie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Gesund, itzt aber todt in ihren Armen hielt
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht lassen wollte.
Der Priester kam, der sie besänftgen sollte;
Die ganze Freundschaft*) kam: doch nichts bewegte sie.
Je mehr man tröstete, je mehr Dorinde schrie.
Man mußte mit Gewalt sie von dem Todten bringen.
Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was sie that, und ein entsetzlich Ach
War alles, was sie trostlos sprach.
Dieß trieb sie länger noch als vier und zwanzig Stunden.
Indessen hatte sich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geschickt in Holz zu haun.
Er sah Dorindens Schmerz; und theils auf ihr Begehren,
Theils als ein Freund den Seligen zu ehren
Und seinem Untergang im Tode vorzubaun,
Entschloß er sich, in Holz ihn auszuhaun.
Es glückt des Künstlers weisen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden,
Und Stephan stund in Lebensgröße da.
Ein Meisterstück pflegt bald bekannt zu werden;
Das Volk lief zu und schrie, so bald's den Stephan sah:
Ach Himmel! ach, das ist er. Ja,
Seht nur die lächelnden Geberden!
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, ähnlicher kann nichts gefunden werden;
So sah ich ihn noch jüngst, als er Gevatter stund.
Man brachte den geschnitzten Gatten,
Der noch allein der Witwe Trost verlieh,
Ins zweite Stock, wo er und sie
Ein ganzes Jahr vergnügt geschlafen hatten.
Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein
Und suchte Ruh in Schmerz und Pein
Und hielts für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
Um seiner ewig werth zu sein,

*) d. i. Verwandtschaft.

Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?
So saß Dorinde viele Wochen
Und hatte, wie mein Währmann sagt,
Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit gesprochen,
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute wars nach so viel bangen Wochen
Das erstemal, daß sie aus ihrem Fenster sah;
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
Schnell kam die Magd mit schlauen Mienen:
„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
Ein schöner Herr, fast wie der selge Mann;
Er hat etwas bei Ihnen auszurichten,
Das er mir nicht vertrauen kann."
Du kannst, sprach sie, nur was erdichten,
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann;
Und kurz, du darfst ihm nur berichten,
Ich wäre krank vor vielem Gram.
Denn ach! kein Wunder wärs —
„Dieß geht nicht an, Madam;
Er hat Sie schon, indem er angekommen,
An Ihrem Fenster wahr genommen.
Sie müssen mit herunter kommen;
Der fremde Herr ruht eher nicht.
Er hat was wichtges anzubringen,
Ich dächte doch, Madam, Sie giengen!"
Die junge Witwe steht bestürzt,
Umarmt mit einem schnellen Feuer
Das Bild, mit dem sie sich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird es sein? ein Freier?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht?
Sie horcht schon an der Thür; allein sie kann nichts hören,
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde spricht.
Der Nachmittag verstreicht; der Fremde geht noch nicht.
Soll er denn gar ihr Gast zu sein begehren?
Dorinde kömmt, und zwar allein;
Sie wird sich wohl einmal am Bilde letzen wollen.
Magd, fängt sie an, sprich, was wir machen sollen:
Der Herr will mit Gewalt mein Gast den Abend sein.

Du mußt geſchwind die Kanne Schmerlen ſieden.
„Ja ja, Madam, ich bins zufrieden.“
Dorinde geht zurück. Die Magd durchſucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins und ruft Dorinden
In aller Angſt geſchwind heraus.
„Madam, ach laſſen Sie ſichs klagen!
Es iſt kein hartes Fiſchholz da.
Soll ich das Bild herunter tragen,
Es iſt hart Holz, und es zerſchlagen?“
Das Bild? Nein, nein — doch — thus nur. Ja. —
Was brauchſt du mich denn erſt zu fragen?
„Allein das Bild iſt ſchwer, ich kanns allein nicht tragen;
Zum Fenſter gieng es wohl heraus.“
Nun gut, ſo darfſt du ja das Holz nicht erſt zerſchlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus;
Da darf ich ſo nicht länger klagen.
Das Fenſter öffnet ſich, und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuſchel.

Der Muſchel, die am ſeichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder feſt zuſammen zog,
Sah einſt mit Neid und Unverſtande
Ein junger Krebs aus ſeiner Höhle zu.
O Muſchel, wie beglückt biſt du!
O, daß wir Krebſe nur ſo elend wohnen müſſen!
Bald ſtößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus
Und bald der Sturm. Du haſt dein eigen ſteinern Haus,
Kannſt, wenn du willſt, es öffnen und verſchließen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weiß, du gönnſt mir dieſes Glück,
In deinem Schloſſe Platz zu nehmen.
Ich, ſprach ſie, ſollte mich zwar ſchämen,

In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That ſiehts itzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir ſich zu verfügen,
So dien ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie ſchließt ihr Schloß feſt zu.
Mach auf, ſchreit er, denn ich erſticke.
Bald, ſpricht ſie, will ich dich befrein;
Sieh erſt der Mißgunſt Thorheit ein,
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dirs gefällt, zufrieden ſein.

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, eins mußt du mir verſprechen:
Die Meſſer und die Gabeln ſtechen;
Drum rühre keins von beiden an.
„Allein die Scheere, ſollt ich glauben,
Die könnten Sie mir wohl erlauben?"
Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an.
Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verſchönerten die Scheere.
Ja, ſpricht es zu ſich ſelbſt, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht ſo lieb,
So ließ ich ſie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer iſt mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu ſchönes Band.
Geſetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte dies nicht viel zu ſagen.
So klein ich bin, ſo hab ich ja Verſtand,
Und alſo werd ichs immer wagen,
Sobald die Mutter nur die Augen weggewandt.

Doch nein, weil Kinder folgen müſſen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich ſehe dich bloß an;
O ſchöne Scheere, laß dich küſſen!
Ich rühre ja kein Meſſer an,
So werd ich doch — Schon griff es nach der Scheere.
Ja, wenn ich unvorſichtig wäre,
Da freilich ſchnitte mich die Scheere;
Allein ich bin ja ſchon mit ihr bekannt.
So ſprachs und ſchnitt ſich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
Ach, hub das Kind fußfällig an,
Es kränkt mich ſehr, daß ichs gethan,
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
Damit ich ſie nicht mehr begehre
Und ohne Zwang gehorchen kann.

Oft ſind wir Menſchen dieſes Kind.
Verſehn mit billigen Geſetzen,
Die göttlich und uns heilſam ſind,
Scheut ſich das Herz, ſie alle zu verletzen.
Wir unterlaſſen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig ſchätzen,
Um die zu thun, die uns am liebſten ſind.
Die Reue kömmt. Wir ſehn, wie ſehr wir fehlen;
Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heißt in vieler tauſend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieſer Miſſethat!
Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

Seite 183.

Affen und Bären.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einſt die Bären,
Sie möchten gnädigſt ſich bemühn,
Und ihnen doch die Kunſt erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen ſchien,
Die Kunſt, in der ſie noch ſo unerfahren wären,
Die Jungen groß und ſtark zu ziehn.
Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiſeſte bedächtig an,
Vielleicht, ich ſag es voller Zittern,
Wächſt unſre Jugend bloß darum ſo ſiech heran,
Weil wir ſie gar zu wenig füttern.
Vielleicht iſt auch der Mangel an Geduld,
Sie ſanft zu wiegen und zu tragen,
Vielleicht auch unſre Milch an ihren Fiebern ſchuld.
Vielleicht ſchwächt auch das Obſt den Magen.
Vielleicht iſt ſelbſt die Luft, die unſre Kinder trifft,
(Wer kann ſie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren erſten Jahren
Und dann auf Lebenszeit ein Gift.
Vielleicht iſt, ohne daß wirs denken,
Auch die Bewegung ihre Peſt.
Sie können ſich durch Schwingen und durch Schwenken
Oft etwas in der Bruſt verrenken,
Wie ſichs ſehr leicht begreifen läßt;
Denn unſre Nerven ſind nicht feſt.
Hier fängt ſie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das ſie ſo lang und herzlich an ſich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erſtickt.
Du, ſprach die Bärin, kannſt noch fragen,
Warum ihr ſo beſtraft mit kranken Kindern ſeid?
Nicht liegts an Luft und Milch und nicht an Obſt und Magen;
Ihr tödtet ſie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unſern jungen Haufen;
Wir nehmen ſie, ſo bald ſie laufen,

Mit uns in Hitz und Frost durch Fluren und durch Wald,
So werden sie gesund und alt.

Was macht viel Kinder siech? vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Eltern Weichlichkeit.
O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen,
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer*) ziehen!

Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menschen einst verjagt,
Weil alle seiner müde waren.
Er floh zum Zeus und bat um Aufenthalt.
Kaum sah Mercur die lustige Gestalt,
So fühlt er schon die Pflicht, dem Flüchtling beizuspringen.
„So will dich alle Welt verdringen?
Du dauerst mich. Komm, hüpf auf meine Schwingen!
Ich hoffe, dich gut anzubringen.
Komm, Paphos sei dein Aufenthalt!“
Schnell bracht er ihn zur**) Venus kleinem Knaben.
Hier, Gott Cupido, fieng er an,
Schickt Ihnen Zeus den angenehmsten Mann,
Der schärfer als Sie sehen kann;
Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben.
Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
Von dieser Zeit an seine Pflicht
Sehr selten unterlassen haben.

*) Dorfbewohner, Dörfler. **) zu der.

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern
Und ungeſchickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank und wollte doch nicht ſterben;
Denn welcher Geizhals ſtirbt wohl gern?
Er wollte nach dem Doctor ſchicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genöthigt wär, ihm in die Hand zu drücken,
Und alſo ließ ers lieber ſein.

Doch mit dem Tod iſt gleichwohl nicht zu ſcherzen.
Der Alte fühlte neue Schmerzen
Und rief den Prieſter in ſein Haus
Und bat ſich zu verſchiednen malen,
Denn dafür durft er nichts bezahlen,
Troſt auf dem Krankenlager aus.
Der Prieſter wollt ihn itzt verlaſſen.
Ach! bet er, ſprach der Greis, Gott wirds zu Herzen faſſen;
Und komm ich von dem Lager auf,
So geb ich ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden laſſen.

Ich weiß nicht, bat er für den Alten,
Und wenn er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menſchliche Geſchlecht
Sollt einen Geizhals mehr behalten;
Es beſſerte ſich mit dem Alten.

Der Prieſter ward gerufen. Ich weiß wohl, ſprach der Greis,
Was ich ihm einſt geredt, wenn ers gleich nicht mehr weiß.
Hier ſeh er ſelbſt, was ich und meine Frau erſparten;
Ich zeig ihm nur die ſeltnen Arten.
Steht ihm das große Goldſtück an?
Da ſind ſie noch von größerm Werthe;
Doch weil ſie Gott mir wunderbar beſcherte,
So hab ich ein Gelübd gethan,
Nicht eins von allen auszugeben,
Und ſollt ich hundert Jahre leben.

Will er nunmehr die Silbermünzen ſehn?
Ja, lieber Herr, auch die ſind ſchön.

Hier hab ich, glaub er mirs, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und er zuſammen wiegen;
Allein ſie mögen immer liegen,
Sie ſollen alle für mein Haus.
Doch laß er uns noch weiter gehen.
Hier ſieht er die Zweidrittel*) ſtehen;
Da les er eins für ſeine Kinder aus,
Und bitt er Gott um Segen für mein Haus!

Das Teſtament.

Sohn, fieng der Vater an, indem er ſterben wollte,
Wie ruhig ſchlief ich itzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wiſſen ſollte!
Du biſt es werth und wirſt es ſein.
Hier haſt du meinen letzten Willen;
So bald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf und ſuch ihn zu erfüllen,
So iſt dein Glück gewiß gemacht.
Verſprich mir dies, ſo will ich freudig ſterben.
Der Vater ſtarb, und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Teſtament ſchon auf
Und las: Mein Sohn, du wirſt von mir ſehr wenig erben,
Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den ſetz ich dir zu deiner Nachricht auf.
Mein Wunſch war meine Pflicht. Bei tauſend Hinderniſſen
Befliß ich ſtets mich auf ein gut Gewiſſen.
Verſtrich ein Tag, ſo fieng ich zu mir an:
Der Tag iſt hin; haſt du was nützliches gethan?
Und biſt du weiſer, als am Morgen?
Dieß, lieber Sohn, dieß waren meine Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit**)
Zu meinem täglichen Geſchäfte
Mehr Eifer und zugleich mehr Kräfte
Und in der Pflicht ſtets mehr Zufriedenheit.

*) Gulden. **) d. i. mit der fortſchreitenden Zeit zunehmend

So lernt ich, mich mit wenigem begnügen,
Und ſteckte meinem Wunſch ein Ziel.
Haſt du genug, dacht ich, ſo haſt du viel;
Und haſt du nicht genug, ſo wirds die Vorſicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute ſtirbſt?
Die Würden, die dir Menſchen gaben?
Der Reichthum? Nein, das Glück, der Welt genützt zu haben
Drum ſei vergnügt*), wenn du dir dieß erwirbſt.
So dacht ich, liebſter Sohn, ſo ſucht ich auch zu leben.
Und dieſes Glück kannſt du mit Gott dir ſelber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Iſt, ein rechtſchaffner Mann zu ſein.

Criſpin und Criſpine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern ſchlecht vertragen,
Sind leider ſchon ſehr alte Klagen,
Die man uns oft zu leſen gab;
Doch daß die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattin plagen,
Sind dieß nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sänger ſingt ſie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkiſch widerſpricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht;
Doch daß der Mann mit ſeinem Weibe
Oft als mit einer Sklavin ſpricht,
Wie ſelten ſtraft dieß ein Gedicht!
Daß Weiber nicht zu folgen wiſſen,
Darüber ſeufzt und klagt der Mann;
Doch ſollte man daraus nicht ſchließen,
Daß Männer nicht zu herrſchen wiſſen,
Weil ihre Frau ſo ſchwer gehorchen kann?

*) zufrieden.

Daß Weiber gern dem Staate ſich ergeben
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber ſorgt der Mann ſich grau;
Doch daß die Männer ſich dem Kaltſinn gern ergeben,
Nur ſich, nicht ihren Weibern leben,
Wie ſehr beſeufzt dies manche Frau!
Daß bei dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dieß iſt vielleicht nicht ſelten wahr;
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verſtand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beiſpiel Thorheit lehren
Und über Thorheit ſich beſchweren,
Klingt in der That ſehr wunderbar!
Und dennoch iſts nicht ſelten wahr.
Drum Männer, leſt ihr, wie Criſpine
So herzlich den Criſpin gehaßt,
So legts nicht gleich mit einer Männermiene
Der armen Frau allein zur Laſt.
Und ſeid ihr ſelbſt unglückliche Criſpine,
So denkt, wenn euch Criſpine haßt:
Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
Und beſſert euch. Vielleicht thuts auch Criſpine.

Criſpine ſtarb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Criſpin, ihr Mann, ſchon nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach,
Wenn wir das Leichencarmen fragen.
Doch viele wollten lieber ſagen,
Der Zorn hätt ihn dahin gerafft;
Allein der Zorn iſt nicht der Männer Leidenſchaft.
Genug, er ſtarb und ward, weil ers ſo haben wollte,
Daß ſein Gebein bei der verweſen ſollte,
Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu ſeiner Frau ins Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet;
Und niemand hätte das vermeinet,
Was nach der Zeit mehr als zu oft geſchehn.